

Zur sittengeschichte Frankreichs

Ferdinand Lotheissen


LES LIVRES SONT NOS MEILLEURS AMIS
H.P. THIEME



Zur Sittengeschichte Frankreichs.

Zur

Sittengeschichte Frankreichs.

Bilder und Historien

von

Ferdinand Lotheißen.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1885.

Vorwort.

Die Aufsätze, welche in dem vorliegenden Band vereinigt sind, wurden im Lauf der letzten zwölf Jahre in verschiedenen Zeitschriften und Revuen veröffentlicht.

Im Beginn des ersten Essays wird der Gedanke ausgesprochen, daß man bei eingehenden literarischen und historischen Studien manches Charakterbild, manche Szene aus dem Privatleben früherer Geschlechter findet, die zwar in einem wissenschaftlichen Werk keine Stätte finden können, die man aber doch als einen Beitrag zur Kulturgeschichte bieten möchte. Dieser Satz möge auch als Erklärung der ganzen Sammlung dienen, und es sei nur noch bemerkt, daß einzelne Aufsätze derselben bedeutend erweitert worden sind.

Die Arbeiten hatten bei ihrem ersten Abdruck freundliche Aufnahme gefunden, und darum nahm ich den Vorschlag des Herrn Verlegers, sie zu vereinigen, gerne an. Trotz des verschiedenen Stoffes, den sie behandeln, haben sie doch eine gewisse innere Zusammengehörigkeit.

Mögen sie sich auch in der neuen, wie früher anspruchslosen, Form unter den Lesern Freunde erwerben.

Wien, im April 1885.

Der Verfasser.

Inhalt.

Virtuosen

und

Komödianten von ehedem.

I.

In dem bunten Durcheinander der literarischen Welt stößt der Forscher oft auf kleine Genrebilder heiteren wie ernsten Charakters, auf seltsame Menschen, die zwar auf Nachruhm keinen Anspruch erheben können, die aber zum Verständnis ihrer Zeit und ihrer großen Zeitgenossen nicht unwesentlich beitragen. Denn wie die Bergeshäupter über die sie umgebenden Gebirgsmassen majestätisch emporragen und im Wiederschein der Abendsonne am reinsten erglühen, doch aber nur einen kleinen Theil des sie tragenden Gebirgsstocks bilden, so auch die großen Menschen. Sie völlig zu verstehen, muß man sie mit der großen Masse der gewöhnlichen Erdenkinder, aus der sie sich erheben, vergleichen, um sowohl ihren Zusammenhang mit denselben, als auch ihre Verschiedenheit zu begreifen.

Im Grunde genommen gleichen die Menschen einander zu allen Zeiten und in allen Ländern, sei es, daß sie vor tausend Jahren oder gestern, daß sie unter dem Äquator oder in der Ebene des Nordens lebten. Freud und Leid bewegt sie auf gleiche Weise;

dieselben Leidenschaften, ja zum Theil dieselben Liebhabereien, welche die Menschenwelt des Alterthums beherrscht haben, sind auch heute noch die Triebfedern der Gesellschaft. Nur das Kostüm, die äußere Erscheinung des Menschen ändert sich; die Gestaltung und der Gang des Lebens erscheinen da oft ganz anders, wo nichts weiter geschehen ist, als daß ein geschickter Regisseur die vorhandenen Dekorationen zu einer neuen Szene zusammengestellt und den alten Bekannten eine neue Larve vorgebunden hat.

Wäre es mir nun vielleicht gestattet, einige liebenswürdige Masken in dem Gewühl der großen Maskerade, das wir moderne Gesellschaft nennen, anzuhalten und sie zu bitten, die Larve zu lüften und uns zu sagen, in welchem Aufzug sie früher durch die Welt geschritten sind? Vielleicht glückt es mir, gerade ein paar jener glücklichen, leichtlebigen Gesellen anzuhalten, die ohne Kopfweh durch das Leben ziehen — es sei denn, daß sie Abends zuvor ein wenig stark gezecht hätten — die, ohne Ehrgeiz, ohne Sorgen, ohne Gedanken, es dennoch verstehen, ihren Mitmenschen zu imponiren, sich allenthalben bekannt zu machen, für etwas Besonderes zu gelten, bis sie eines Tages der Tod überrascht und sie vergessen sind, noch bevor sie im Grabe ruhen. Schon Banquo sagt, daß die Erde Blasen habe wie das Wasser; aber diese

Blasen schillern nicht immer in so abschreckenden Farben, wie sie der schottische Held auf dem blutigen Schlachtfeld erblickte, sondern zeigen sich nicht selten in buntem und ergötzlichem Licht.

So will ich denn versuchen, einige dieser flüchtigen Erscheinungen für einen Augenblick festzuhalten und sie Schattenbildern gleich an dem Auge des Lesers vorübergleiten zu lassen. Es sind Skizzen aus der Kulturgeschichte, die ich biete, kleine Portraits aus der vergänglichen Welt der Virtuosen und Poetaster, jener Parasiten der Literatur und Kunst; es sind Erinnerungen an allerlei Künstler, welche in früheren Jahrhunderten die Welt erfreut haben.

Und nun weiter keine Entschuldigung für die Jünger des Leichtsinns und der frohen Laune, die sich die Freiheit nehmen wollen, noch einmal aufzutreten. Mögen sie sich selbst entschuldigen. Da sie im Leben nicht leicht verlegen waren, wird ihnen das bischen Unverschämtheit nachträglich auch nicht schwer fallen.

II.

Seit den Tagen, da Arion von einem kunstbegeisterten Delphin über die Wogen des Meeres getragen wurde und Ibykus seine Konzertreise durch

Griechenland mit so glänzendem Erfolge unternahm, bis auf unsere Zeit herab, hat es immer beglückte Menschenkinder gegeben, welche, mit besonders klangvoller Stimme begabt oder mit kunstfertiger Hand ausgerüstet, in die Welt hinauszogen, ihren Gesang und ihre Kunst bewundern ließen, goldene Früchte ihres Fleißes ernteten, um mit Schätzen reich beladen nach kurzer Frist zu den heimischen Gestaden zurückzukehren.

War es doch auch ähnlich so unter den römischen Kaisern, als selbst die Majestät Nero's nicht verschmähte, öffentlich als Sänger aufzutreten; ähnlich so, als die Troubadours der sonnigen Provence von Burg zu Burg zogen, ihre mannigfaltigen musikalischen, dramatischen und selbst akrobatischen Künste zu zeigen. Eine jede Zeit rühmt sich ihrer Virtuosen, wenn auch jede wieder eine andere Weise hat, sich ihrer zu freuen. Unter Ludwigs XIV. Regierung lud man sich in Paris zum „Diner mit Molière“ ein, so wie heutzutage Leute, denen ihre Mittel es erlauben, zur Soiree einladen mit —, doch warum Namen nennen? Molière sang zwar nicht, musizirte auch nicht, aber er las dafür Proben seines „Tartüffe“ vor, dessen Aufführung auf der Bühne verboten worden war. Um so pikanter war es, wenn der Dichter sein Werk in seinen Privatkreisen vortrug und damit nebenbei

eine treffliche Reklame für sich und sein Stück in Szene setzte. Noch höher aber als ein Diner mit Molière stand in der Werthschätzung der damaligen tonangebenden Welt eine Soiree mit dem Musiker und Tenoristen Lambert. Wie hätte auch ein Poet einem Tenoristen die Wage halten können! Und Lambert war ein echter Tenorist, nicht nur was die schöne Stimme, sondern auch was die Laune betraf. So oft er gebeten wurde, eine Gesellschaft mit seiner Kunst zu entzücken, sagte er mit der größten Liebenswürdigkeit sein Erscheinen zu, und mit nicht minderer Naivetät vergaß er fast jedesmal zu kommen. Um so größer war sein Ruhm. Selbst La Fontaine brachte dem Liebling der Gesellschaft eine Huldigung eigener Art. In einer seiner Fabeln führt er zwei Esel ein, die sich ihrer schönen Stimme wegen einander Schmeicheleien sagen, und das eine Langohr geht so weit, seinen Gefährten selbst über Lambert zu stellen.

Aber freilich, das waren wichtige Leute, ein Molière und ein Lambert; der eine ein Dichter, dessen Werke nie untergehen werden, und der andere ein ernster Musiker, der seine Wissenschaft in Foliobänden verewigte, die kein Mensch mehr liest. Neben ihnen fanden sich jedoch auch Andere, die sich nicht schlechter dünkten und welche sich zu Herrschern über das Reich

der kleinen niederen Kunst des Tages aufwarfen, da sie nun einmal von der Welt der echten Dichtung und Kunst ausgeschlossen waren. Auch litt ihr Ruhm darunter nicht. Denn wer möchte bestreiten, daß Virtuosen und Poetaster bei der Menge oft mehr Glück machen, als Künstler und Dichter?

Der bekanntesten Virtuosen einer war im siebzehnten Jahrhundert unstreitig „der Kaiser des burlesken Reichs", wie er sich nannte, Dassoucy, „der Erste seines Namens".

Seine zahlreichen Dichtungen, sein „Ovid in guter Laune", sein „Urtheil des Paris" und seine sonstigen gereimten Machwerke sind es nicht, wegen deren er hier genannt wird. Die zweifelhaften Verdienste, die er sich auf dem Gebiet der burlesken Dichtungen und durch seine Improvisationen erworben haben mag, können füglich mit Schweigen übergangen werden. Aber er war nicht allein Dichter, er war zugleich Komponist, Musiker und Sänger und kann als das Muster eines vielseitigen Virtuosen aus jener Zeit gelten. Die Memoiren, die er hinterlassen hat, geben einen interessanten und höchst ergötzlichen Einblick in das höhere Vagabundenleben früherer Jahrhunderte*).

---

*) Les Aventures de M. Dassoucy. Neuerdings herausgegeben von E. Colombey. Paris 1858.

Ums Jahr 1605 zu Paris geboren, war und blieb er ein echter Pariser Gamin. Der Lauf der Jahrhunderte konnte die Stadt Paris selbst wohl umgestalten, der Charakter des Pariser Gamin hat sich allen Änderungen zum Trotz bis jetzt unverändert erhalten. Wie unter Ludwig XI. Villon, der talentvolle Pariser Taugenichts, abwechselnd seine tollen und schneidigen Lieder dichtete, sich in bedenkliche Unternehmungen gegen seiner Nächsten Küche und Keller einließ und je nach Umständen darbte oder schwelgte, von seiner Lebensweise aber nicht ablassen konnte, so nah er dadurch auch mehrmals dem Galgen kam, so tritt uns zur Zeit Ludwigs XIV. in Dassoucy die unverwüstliche, aber auch unverbesserliche Natur des Pariser Gamin entgegen.

Schon in seinem neunten Jahre entfloh er seinem Vater und trieb sich unstät herum, bis er nach Calais kam, wo er sich mit unvergleichlicher Frechheit als Wunderthäter aufspielte, der alle Sprachen des Orients rede, in der Schwarzkunst erfahren sei und die Dämonen der Krankheit zu bannen verstehe. Und richtig fand er Leute genug, die ihn an das Krankenbett beriefen und gläubig seinem Kauderwelsch lauschten, das er für arabische oder indische Beschwörungsformeln ausgab. Derselben Waffe bediente er sich gegen Seinesgleichen, gegen die Straßenjugend von Calais, die

ihn nicht in Frieden seinem Beruf nachgehen lassen wollte. Doch der jugendliche Charlatan schlug die Scharen seiner Gegner mit Leichtigkeit in die Flucht, sobald er sich in die Brust warf, mit der Hand mystische Kreise in der Luft beschrieb und unverständliche Worte murmelte. Aber so schlau er auch war, gute dumme Leute zu betrügen, war er doch noch nicht so erfahren, daß er auch mit dem Fanatismus gerechnet hätte. Bald wüthete der Pöbel gegen den Hexenmeister und forderte drohend seinen Tod. So mußte der kleine Vagabund froh sein, daß man ihn nach kurzer Herrlichkeit bei Nacht und Nebel aus Calais entwischen ließ. Ein Kloster unweit Paris, dessen Äbtissin sich seiner annahm und ihn zu ihrem Pagen machte, bot ihm eine Zuflucht, bis er eines Tages erkannt und zu seinem Vater zurückgebracht wurde.

Solcher Anfang versprach viel. Zum Glücke fand es sich, daß der Knabe Talent für Musik und eine schöne Stimme hatte, so daß er sich zum Künstler ausbilden konnte. Er rühmte sich später, schon in seinem siebzehnten Jahr alle Künstler seiner Zeit auf der Theorbe übertroffen zu haben, und in der That wurde ihm sehr früh die Ehre zu Theil, sich vor Ludwig XIII. und dem königlichen Hof hören zu lassen. Bald aber schien ihm Paris zu eng für seine

Thatkraft, er suchte sich gleich Alexander ein größeres Reich. Seine Unruhe ließ ihn nie lange daheim, und so durchzog er von Zeit zu Zeit das Land auf Kunstreisen eigenthümlicher Art, deren Chronik er selbst geschrieben hat, und die trotz mancher Übertreibung, die er sich vielleicht zu Schulden kommen ließ, doch den Stempel der Wahrhaftigkeit trägt.

Erfahren in der Kunst der Reklame, trug der angehende Virtuos die größte Sorge, sich in jeder Weise geltend zu machen. Zunächst adelte er sich selber und nahm zu seinem bürgerlichen Namen Coypeau noch den vornehmer klingenden Phantasienamen d'Assoucy an. Auch zog er nicht gleich einem gewöhnlichen Sterblichen durch das Land, vielmehr wandelte er stets als würdiger Jünger Apollo's in leuchtendem, theatralisch aufgeputztem Gewand seine Straße dahin. Dabei ließ er sich später, als er selbst die Stimme verloren hatte, von zwei Knaben, seinen Pagen, begleiten, welche die von ihm gedichteten und in Musik gesetzten Lieder sangen, während er sie auf der Laute begleitete. Selbst auf der Heerstraße wahrte er seine Würde. Den Zug eröffnete gewöhnlich ein abgelebtes Pferd oder ein Esel mit einer Kiste, in welcher die Werke des Meisters in vielen Exemplaren verpackt waren, um sie enthusiastischen Bewunderern alsbald verkaufen zu können. An beiden Seiten trug

das Thier noch eine Anzahl Instrumente, welche in eine schützende Leinwandhülle geschlagen waren. Zeitweise hatte es auch noch ein Kofferchen mit Kleidern und Wäsche auf seinem Rücken, doch war dies eine Last, die es nur an glücklichen Tagen drückte.

Hinter dem Esel zogen die zwei Pagen einher, in phantastischer, mit silbernen Tressen geschmückter Tracht und zum Schluß in einiger Entfernung hinter ihnen, um die Hoheit des gottbegnadeten Sängers zu wahren, Dassoucy selbst in goldstrahlendem Kleid, das weithin leuchtete, wenn auch das Gold der Stickerei nicht immer echt war. So zog die Karawane singend und musizirend, kneipend und Würfel spielend durch das Land. Die zwei letzteren Arbeiten vollbrachte Dassoucy indessen aus Fürsorge für das Wohl der Knaben ganz allein. Der Wein verdirbt ja die Stimme. Leider wollte Pierrotin, einer der Pagen, diese opferfreudige Hingebung seines Meisters nicht anerkennen, und am meisten empörte es ihn, daß ihm Dassoucy den Wein, wenn er ihn überhaupt einmal spendete, zuvor noch mit Wasser mischte! Diese Mißachtung der Natur brachte den edlen Pierrotin zu solcher Verzweiflung, daß er Dassoucy eines Tages zu vergiften unternahm. Zum Glück für beide Theile wurde er in der Ausführung seines Vorhabens gestört, doch

erhielt er seitdem öfters eine Ration ungemischten Traubensaftes.

Bei seiner Vorliebe für Harmonie und Musik war es kein Wunder, daß Dassoucy auch an dem Klang der Würfel, an dem Rauschen der Kartenblätter Gefallen fand, und so oft er auch bis auf seine letzte Habe ausgeplündert wurde, konnte er doch nicht vom Spiele lassen.

Aber gerade in diesen bösen Stunden zeigte sich das Genie des Mannes. Hatte er den Ertrag mühevoller Arbeit in einer einzigen Stunde wilden Hazardirens verloren, so gab er sich keineswegs der Verzweiflung hin. Im Gegentheil. Es wäre ja thöricht gewesen, sich nun auch noch den Kopf an der Wand einzurennen und zu dem ersten Unglück, das sich repariren ließ, ein zweites zu fügen, das unheilbar gewesen wäre. In solchem Fall zog Dassoucy vor, in dem nächsten besten Wirthshaus einzukehren, für sich und seine Begleiter ein leckeres Mahl zu bestellen und seine Sache dem lieben Gott anzuvertrauen, der ja einen solchen Künstler nicht sitzen lassen konnte und wirklich immer zu rechter Zeit eingriff.

Dassoucy war bei seinen Zeitgenossen nicht unbekannt; selbst Corneille, der freilich kein sehr kritischer Kopf war, hat einige Strophen an ihn gerichtet. Kam er gar in die Provinz, so fand er überall Leute,

welche den berühmten Mann aus der Hauptstadt willkommen hießen. Gastfreie Aufnahme fand er besonders auf den Schlössern des Adels, der sich oft herzlich langweilte, da man doch nicht immer jagen und spielen konnte. Da gab es denn zur Abwechslung auch einmal Konzerte. Vor einem auserwählten Kreise feiner Damen und vornehmer Herren trug der reisende Künstler seine Kompositionen vor, ließ seine Pagen singen und überreichte der Dame des Hauses oder sonstigen Gönnern am Schluß wohlgefällig aus dem großen Vorrath seiner Kiste ein Exemplar seiner burlesken Lieder in schönem Einband mit Goldschnitt. Fest überzeugt von deren Unsterblichkeit, meinte er, selbst Momus sei neidisch auf ihn. Und doch sind diese Gedichte, die nur wegen des kurzen Verses burlesk genannt wurden, nichts als geist- und witzlose Gelegenheitsreimereien, die er bei jeder Veranlassung seinen Patronen zu Füßen legte.

Als er eines Tags wohlgemuth das Land Burgund durchzog, bemerkte er plötzlich zu seinem nicht geringen Schrecken einige bewaffnete Reiter auf sich lossprengen. Wenige Minuten später, und sie hatten ihn erreicht. Dassoucy gesteht, daß er sich herzlich fürchtete, denn Straßenräuber waren nicht gar selten, und der Führer der Reiter fragte ihn mit so strengem Ton nach seinem Namen und Stand, daß der Virtuos

sich schon verloren glaubte; die Sache wurde noch bedenklicher, als er geheißen wurde, seinen Koffer zu öffnen. Der sonderbare Räuber fragte nicht nach Geld, sondern nach Büchern! Und als er sich überzeugt hatte, daß er den berühmten Dassoucy vor sich sah, sagte er ihm höflich: „Ich lasse Sie nicht vorüberziehen; Sie müssen heute schon bei mir bleiben. Ich möchte Ihre Gedichte kennen lernen und mit Ihnen trinken!“ Der vermeintliche Räuberhauptmann war ein Marquis, der in der Nähe sein Schloß hatte. Dorthin wurde er nun geleitet, und die junge Marquise, „ein Engel von kaum fünfzehn Jahren“, bot ihm ihre Wange zum Gruß. Bei Tisch erhielt er den ersten Platz und wurde wie ein hoher Herr bedient. „So pflegen die wirklich vornehmen Leute arme talentvolle Dichter zu ehren“, bemerkt der bescheidene Dassoucy bei dieser Stelle. Er gab dann seine Kunst zum besten, sang mit seinen Pagen, las seine Gedichte vor, lehrte die Schloßherrin einige Lieder singen, und aus dem einen Tag, den er bei dem Marquis verbringen sollte, wurden acht Tage, die er so angenehm, in Freude und reichstem Tafelgenuß verbrachte, daß ihm das Schloß wie ein Feenpalast erschien.

Aber als echter Vagabund liebte er seine Freiheit zu sehr, um sich trotz aller Herrlichkeit schließlich nicht doch hinaus zu sehnen. Was halfen ihm

die guten Mahlzeiten, wenn er keinen Durst und keinen Appetit mehr hatte? Er verabscheute die Diener, die ihn bei Tisch geschäftig umstanden, ihm die Teller wegnahmen, ehe er fertig war, und ihm alle Augenblicke Wasser zum Händewaschen brachten. Er fand den Zwang, den er sich fortwährend anthun mußte, lästig. Er war gewohnt, den Wein schoppenweise zu trinken, und bekam nur kleine Weingläser. Und wozu das viele Wasser, das man ihm anbot, als ob er ein Fischer wäre?

Man ahnt hier etwas von ungebundener freiheitsdurstiger Künstlernatur. Sein Ideal war ein gewöhnliches Wirthshaus, eine Gesellschaft, die ihm keinen Zwang auferlegte, und ein saftiger Hammelbraten, den er allen Leckereien der Schlösser vorzog. Auch das gastfreie Haus des Marquis erschien ihm bald als eine Art Gefängnis. Es überkam ihn ein wahres Heimweh und er besang seinen geliebten Hammelbraten mit Rührung und Wehmuth:

Chère épaule, épaule de ma vie,
épaule, je m'en vais mourir! . .

Aber er starb nicht, sondern riß sich los und wanderte wieder ungebunden durch das schöne Land, wie ihn gerade der Zufall führte. Viel Poesie ent-

wickeln seine Memoiren nicht, aber er erhebt sich zu einem gewissen dichterischen Schwung, wenn er in seiner Art begeistert von den Fußreisen spricht; wie herrlich es sei, ungebunden und sorglos umherzustreifen, und wie fröhlich man nach tüchtigem Marsch die Schenke begrüße, die sich in der Ferne zeige und deren Schornstein Genuß verkündenden Rauch zum Himmel aufsteigen lasse.

Auf einer seiner Wanderungen im Jahre 1653 traf er auch mit Molière zusammen. Letzterer, damals noch in seinen Lehr- und Wanderjahren, gab mit seiner Gesellschaft in Lyon Vorstellungen und hatte außerordentlichen Erfolg. Weniger Glück hatte Dassoucy, der um dieselbe Zeit dahinkam, denn einer seiner Pagen ging ihm durch und vereitelte dadurch eine Reihe Konzerte. Einen Ersatz zu suchen, begab er sich nach Avignon, wo sich ein besonders stimmbegabter Knabe finden sollte. Allein die päpstliche Stadt erwies sich ihm als feindlich; er gerieth in eine Spielhölle und verlor Alles, was er besaß. In dieser Noth unterstützte ihn Molière großmüthig, nahm ihn auf seiner Kunstreise mit in das Languedoc und behandelte ihn einige Monate lang als seinen Gast.

Auch unsere Zeit hat wandernde Virtuosen und Barden in hinreichender Menge, die in ihrem Selbst-

gefühl und künstlerischen Werth an den „Kaiser des burlesken Reichs“ erinnern und sich nur in Äußerlichkeiten von ihm unterscheiden.

In einem Punkte aber haben es unsere heutigen Dassoucys besser. Sie haben nur leere Säle und böse Kritiker zu scheuen. Auch Dassoucy hatte manche Beschwerde über die Journalisten und Rezensenten seiner Zeit zu führen. Aber mehr noch als diese fürchtete er andere Gegner, die damals häufig waren und die Reisen oft unbequem machten, nämlich Wegelagerer und spitzbübisches Raubgesindel. Als sicherstes Schutzmittel gegen dieselben wählte Dassoucy die größtmögliche Feigheit. Waffen trug er nie bei sich, denn er hätte sie doch bei der ersten Drohung dem Gegner ausgeliefert. Nein, wenn er in der Ferne eine verdächtige Gestalt auftauchen sah, wurde der stolze, auf die Ewigkeit seines Ruhmes pochende Troubadour plötzlich gar bescheiden. Die Ordnung des Zugs, die zur Aufrechthaltung seiner Würde erfunden war, mußte auch zu seiner Sicherheit beitragen. Die Räuber hielten sich zunächst an die eine Strecke vorausschreitenden Pagen und den Kisten tragenden Esel, und bis sie denselben untersucht und in ihrer Unbildung die Dichterwerke verschmäht hatten, die das Thier trug, war es dem Dichter selbst gelungen, seine gefüllte Börse in einen Graben oder unter das Laub eines

nahen Baumes zu werfen und dann ebenfalls den Jämmerlichen zu spielen.

Wahrhaft komisch ist Dassoucy's Bericht, wie er einen Räuber betrog, von dem er in den verrufenen Pässen von Ollioules bei Toulon angehalten wurde, als er gerade eine bedeutende Summe bei sich versteckt trug. Er glitt von seinem Pferde herab, kniete nieder und reichte demüthig einen zu diesem Behuf bereitgehaltenen Beutel mit vierzehn Silberthalern — seinen ganzen Besitz, wie er klagte — dem Räuber hin. Dieser untersuchte den Zitternden nicht weiter, sondern wollte sich mit der kleinen Beute entfernen, als Dassoucy kläglich zu betteln anfing und so sehr um seine Zehrung für die Nacht jammerte, daß der gutherzige Bandit ihm einen und dann noch einen Thaler zurückgab.

Solche Abenteuer berichtet unser Held ohne Spur von Scham über sein unmännliches Benehmen. Charakter war etwas, was er nicht kannte. Und doch lebte er in derselben Zeit, in welcher Corneille mit seinem „Cid" die Herzen bewegte und die ritterlichen Ideen von Ehre und Frauendienst zur Herrschaft gelangten. Freilich fast nur in den Büchern, auf dem Theater; sie zeigen das Ideal, das die Gesellschaft damals erstrebte, wenn auch nicht erreichte. Um das richtig zu verstehen, muß man neben Corneille auch einen Dassoucy beachten, muß man neben einem Helden, wie Don

Rodrigo, dem die Ehre über Leben und Liebe geht, einen Vertreter der prosaischen Wirklichkeit, eine Art Sancho Pansa, sehen. Dassoucy redet über den Zweikampf und die Ehre in etwas anderer Weise als Corneille. „Wenn Herr Ehrenpunkt mich tyrannisiren will, so spotte ich seiner und ohne Rücksicht auf sein Beißen und Zerren thue ich nur das, was zu meinem Vergnügen dient und meiner Gesundheit zuträglich ist.“

Mit diesen Grundsätzen zog er sich immer leichter aus der Gefahr als Andere. In Montpellier begegnete es ihm, daß man ihn auf falschen Verdacht hin, der sich wohl auf die beiden ihn begleitenden Knaben bezog, ins Gefängnis warf. In Frankreich wurde es ihm nicht schwer, seine Freiheit wieder zu erlangen. Aber er zog auch über die Alpen nach Italien, kam nach Turin und weiter bis nach Rom. Dort ebenfalls und wohl aus demselben Grund eingezogen, sah er sein Leben bedroht. Mit einem Male ward er in seinem Kerker unsäglich fromm und schrieb ein ganzes Buch religiöser Betrachtungen, in welchen er sich als treuen Sohn der Kirche hinstellte. Er dachte wohl, daß ein geübter Musiker verstehen müsse, in jeder Tonart zu spielen.

Nach längerer Haft endlich freigelassen, kehrte er schleunigst nach Frankreich zurück und verlebte seine letzten Jahre in Paris. Dabei mußte er erfahren,

daß die Welt immer undankbarer und in ihrem Geschmack barbarischer wurde. Niemand wollte mehr etwas von ihm wissen. Trotz der Konzerte, die er veranstaltete, schwand sein Ruhm.

Boileau kränkte ihn mit einem schneidenden Wort in seinem Lehrgedicht „L'Art Poétique", und hatte Dassoucy früher einmal zur „Andromeda" von Corneille die begleitende Musik liefern dürfen, so weigerte sich nun Molière, ihm den gleichen Auftrag für seinen „Eingebildeten Kranken" zu geben, weshalb er von dem empörten Musiker für hochmüthig erklärt wurde. So blieb zuletzt Niemand, der ihn bewundert hätte, als er selbst, der sich in dem Glauben an seine Größe durch nichts erschüttern ließ. Von der Mitwelt, die ihn verkannte, appellirte er an die Nachwelt, die ihn besser würdigen werde, und schrieb in diesem Sinne seine Memoiren. Haben sie auch seinen Ruhm nicht gesichert, wie er dachte, so haben sie uns doch das Bild eines Virtuosen aus vergangenen Zeiten aufbewahrt und bieten in ihrer Weise ein Stückchen Kulturgeschichte, das auch beachtet sein will und zu manchen Vergleichungen anregen mag.

III.

Um die Mitte des Jahres 1576 sahen die Bewohner der stillen Thäler auf dem westlichen Abhang der französischen Alpen eine sonderbare Karawane von den Höhen niedersteigen. Es war ein gar seltsames Völkchen, welches, mit königlichem Schutzbrief versehen, von Italien her einwanderte. Wer konnte sagen, was sie bedeutete, diese wunderliche Gesellschaft, welche auf Karren und Maulthieren eine Masse Gepäck, abenteuerlich und fremdartig wie sie selbst, mit sich führte? An der Seite von stolzen, feurig blickenden Reiterinnen hielten sich wohlbewaffnete junge und kräftige Begleiter, denen eine gewisse Eleganz und sichere Haltung nicht abzusprechen waren, während sich weiterhin Individuen in groteskem Aufputz tummelten. Die erstaunten Provinzbewohner wußten nicht, sollten sie über die Gesellen lachen oder sich vor ihnen fürchten.

Der Ruf von den sonderbaren Ankömmlingen mochte sich schnell in den Alpengegenden und in dem Rhonethale verbreiten. Gab es damals auch keine Zeitungen, so wußte die geschäftige Fama dennoch ihre Nachrichten mit Schnelligkeit durch das ganze Land zu senden. Aber was konnten sie wollen, die fremden Leute? Einer reisenden Herrschaft, dem Ge-

folge eines Fürsten sahen sie nicht gleich; es waren auch keine Kaufleute mit Waaren und eben so wenig durfte man sie mit den armseligen, hungerleidenden Possenreißern, die das Land manchmal unsicher machten, vergleichen, denn sie hatten viel Geld und sparten es nicht, rühmten sich dabei der Gunst des Königs von Frankreich, ihres hohen Gönners, und sagten offen, daß sie auf dem Weg zu dem königlichen Hoflager begriffen wären.

Was diese Fremden aber auch sein mochten, große Politiker waren sie nicht; sonst hätten sie zunächst geschwiegen und ihre Reise so viel als möglich beschleunigt. Der Zustand Frankreichs war gerade in jenen Jahren sehr bedenklich; die politische Atmosphäre war schwül und drohte mit gewaltigem Wetter. Ein Religionskrieg, der schrecklichste aller Bürgerkriege, war kaum erst beendigt worden und schon loderten die Leidenschaften wieder so hoch auf, daß ein abermaliger Ausbruch des Kampfes in kürzester Zeit zu befürchten stand. Schon zeigten sich hier und da einzelne Banden und Reiterscharen, welche das Land durchzogen. Die Bevölkerung war in zwei haßerfüllte Parteien geschieden. Die Hugenotten, welche durch die Bartholomäusnacht aufs äußerste erbittert waren, standen in Waffen, um sich gegen neue Angriffe zu schützen, und strebten deshalb darnach, einen fast un-

abhängigen Staat innerhalb des französischen Staatswesens zu begründen. Ihnen gegenüber rüsteten die Katholiken und besonders die Liga der Guisen, welche ihrerseits darnach trachtete, nicht allein den Protestantismus auszurotten, sondern auch den König mehr und mehr unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen. Ihr mit Erfolg zu widerstehen und gleichzeitig Herr über die Hugenotten zu werden, wünschte König Heinrich III., ein besonderes königliches Heer aufzustellen, und da ihm die Geldmittel dazu fehlten, hatte er im Jahre 1576 die Reichsstände nach Blois berufen — und Blois war auch das Ziel unserer Reisenden aus Italien.

Doch nicht um politische Schwierigkeiten zu lösen oder gar theologische Streitfragen auszufechten, kamen die schönen Damen mit ihren theils galanten, theils grotesken Begleitern. Heinrich III. kannte seine Leute und sah voraus, daß es in den Versammlungen der Reichsstände gar stürmisch hergehen werde; und in der That machten sich daselbst Wünsche und Anschauungen geltend, wie sie erst über zweihundert Jahre später während der großen Revolution wieder gehört wurden. Heinrich meinte aber auch, daß die durch heftige Zänkereien gallig gewordenen Gemüther durch milde Arznei besänftigt werden könnten und daß, wenn er die Reichsboten Abends zum heiteren Gelächter gebracht hätte,

sie des andern Tags in Geldfragen ebenfalls gemüthlicher wären. Aus diesem Grund hatte er nach Italien schreiben und die berühmteste Schauspielertruppe des damaligen Italiens, die hochgeehrte Gesellschaft der „Comici Gelosi" *), wie sie sich nannten, zum Gastspiel nach Blois einladen lassen, um die bevorstehenden Tage schweren Ernstes mit ihrem Talent und ihrer Kunst zu erheitern. Der königlichen Aufforderung Folge leistend, waren sie von Venedig, wo sie zuletzt gespielt hatten, aufgebrochen, um die weite Reise bis an die Ufer der Loire zurückzulegen.

Eine Operngesellschaft, die heute Europa verläßt, um in den Städten der nordamerikanischen Union ihre Kunst zu zeigen und im „Fernen Westen" zu konzertiren, unternimmt weniger als die „Gelosi" vor 300 Jahren, die es wagten, der Einladung König Heinrichs nachzukommen. Bezeichnend für die Sittengeschichte und den steigenden Einfluß italienischen Geschmacks auf die französische Gesellschaft bleibt diese Idee des Königs immerhin. Es war das erste Mal, daß eine italienische Schauspielergesellschaft sich so weit auf französischem Boden vorwagte.

Katharina von Medicis, die Gemahlin Hein-

*) Gelosi, d. h. eifrig, nämlich zu gefallen.

richs II., hatte die Freude an italienischer Bildung, die seit geraumer Zeit am französischen Hof zu finden war, vollends zur Herrschaft gebracht. Die wohlklingende Sprache Toskanas war bald in den Kreisen des französischen Adels heimisch und die italienischen Dichter fanden auch diesseits der Alpen zahlreiche Bewunderer und Nachahmer. Aber die Medicäerin brachte neben der italienischen Feinheit auch die politische Rücksichtslosigkeit und Entsittlichung, die in ihrem Vaterland unter den Staatsmännern als größte Weisheit galt, nach Frankreich mit herüber; sie brachte ihrer neuen Familie die Traditionen gewissenloser Gewaltthätigkeit und machte sie bei den Valois heimisch. Karl IX., ihr Sohn, versuchte sich als Dichter, aber auch als nächtlicher Schütze bei der Bluthochzeit und leider letzteres mit größerem Erfolg. Heinrich III., Katharina's zweiter Sohn, kannte keine größere Sorge als die der Toilette, keine wichtigeren Fragen als die der Mode; aber während er die italienische Weichlichkeit noch überbot, scheute er nicht, sich seines Gegners durch offenen Mord zu entledigen. Der Herzog von Guise fiel in Blois am hellen Tag im Vorzimmer Heinrichs, unter den Degenstichen der königlichen Wächter.

Blutige Gewaltthat und heitere Spiele, — das schienen Heinrich die besten Mittel, die Geister zu be-

ruhigen, die Stände des Reichs zum Gehorsam zurückzuführen.

Die „Comici Gelosi“ waren auf ihrer Reise noch nicht weit gekommen, als sie von einem Streifkorps der Hugenotten in der Nähe von Lyon angehalten und in sicheren Gewahrsam gebracht wurden. Solch gestrenge und finster blickende Herren mochten den Italienern wohl noch nicht vorgekommen sein. In ihrem sonnigen, heiteren Land war die böse Pflanze des religiösen Fanatismus nie recht heimisch geworden, und so hatten sie keine Vorstellung von dem Haß, der die beiden Parteien in Frankreich beseelte; sonst wären sie vielleicht trotz der königlichen Einladung zu Hause geblieben. Dort waren sie von der Kirche empfohlen, von Kardinälen und Fürsten geehrt worden, hier mußten sie staunend vernehmen, daß sie ihres sündhaften Spiels halber für immer verdammt seien, sie mußten erleben, daß die Hugenotten ihre Kunst verachteten und ihre Lebenslust tadelten. Jene ernsten Krieger sahen mit stolzer Geringschätzung auf das fremde Völkchen herab, das so wenig an sein Seelenheil dachte, sich niemals über theologische Fragen herumzankte, sondern es als seine Lebensaufgabe betrachtete, die Nebenmenschen durch heitere Spiele zu ergötzen und sie auf Augenblicke über die Sorgen des gewöhnlichen Lebens zu erheben.

Es kostete Heinrich III. eine nicht unbeträchtliche Summe, die er an seine getreuen hugenottischen Unterthanen zahlen mußte, um die Italiener aus der Gefangenschaft zu lösen. Aber so sehr er sich auch beeilte, sie freizukaufen, konnte er sie doch erst gegen Ende des Jahres in Blois begrüßen, zu einer Zeit, als die Reichsstände schon längst ihrem Unmuth offenen Ausdruck geliehen hatten. Ob ein paar zwerchfellerschütternde italienische Possen den Gang der Ereignisse umgestaltet hätten, wollen wir nicht weiter untersuchen. Jedenfalls blieb den Gelosi nur wenig Zeit übrig, in Blois zu spielen, und obwohl sie ihre ganze Kunst aufboten, konnten sie sich in dem Getriebe der Leidenschaften und der politischen Aufregung unmöglich wohl fühlen. König Heinrich nahm sie bald darauf mit nach Paris, wo sie ebenfalls öffentliche Vorstellungen gaben und wo sie bei einem Eintrittsgeld von vier Sous ungemeinen Beifall ernteten.

Der Charakter der italienischen „Commedia dell' Arte" ist bekannt. Gegenüber der schwerfälligen Sprache der einstudirten „gelehrten" Stücke erschien die Weise der improvisirten Lustspiele wie ein Appell an die freie Natürlichkeit und den gesunden Menschenverstand. Heiter, voll Lebenslust und unerschöpflicher Laune, oft sogar nicht ohne Eleganz und Feinheit, trieben sich die Jünger der „Commedia dell' Arte"

auf ihrer Bühne umher, jeder in der einmal übernommenen Rolle, die er sein Leben lang durchführte und mit der er zuletzt völlig verwuchs. Ohne Anspruch auf höhere Ideen, ohne Ahnung von einer erhebenden und veredelnden Aufgabe der Kunst spielten sie ihre Stücke als ergötzliche Bilder aus dem gewöhnlichen Leben sehr gewöhnlicher Menschenkinder. Ihre Stücke drehten sich fast alle um dasselbe Thema. Die Liebesintrigue in den mannigfaltigsten Variationen herrschte unumschränkt in ihnen, und Schattenspielen gleich glitten diese heiteren Szenen vor den Blicken der Zuschauer vorüber, die bei dem fortwährenden Wechsel und dem bunten Reichthum der Darstellungen so leicht nicht ermüdeten.

Mitunter kamen auch geschriebene Stücke, große Haupt- und Staatsaktionen, heroische Zauberdramen zur Aufführung, allein das improvisirte Lustspiel, dessen Inhalt nur in allgemeinen Zügen fest stand, blieb doch lange Zeit die Hauptstärke der italienischen Schauspielgesellschaften, welche nach Frankreich herüberkamen. So groß, so unerschöpflich war die Masse der Verwicklungen, die ihnen in ihren Stücken dienten, daß die Lustspielliteratur der romanischen Länder während der folgenden zwei Jahrhunderte immer wieder auf sie zurückgriff.

Doch es ist hier nicht der Platz, die Kunst der

„Commedia dell' Arte“ zu schildern; wir wollen nur versuchen, eine Skizze ihrer Jünger, der Bühnenhelden und besonders der Heldinnen, zu geben. Damals wie heute gab es Virtuosen des Gastspiels, unnachahmliche Primadonnen, aber auch Bewunderer, deren Enthusiasmus ohne Grenzen war.

IV.

Die Gelosi fanden in Paris eine überaus günstige Aufnahme. Was von Italien kam, war ohnehin bei den Gebildeten und denjenigen, die es zu sein vorgaben, willkommen. Den italienischen Künstlern mochte es damals mit den Parisern gehen, wie es heute den französischen Schauspielern mit ihrem Publikum geht, wenn sie im Ausland herumziehen. Dann rekrutirt sich ein großer Theil der Zuschauerschaft aus Leuten, welche einmal in ihrer Jugend ein französisches Verbe konjugirt haben und die ihren Nebenmenschen weißmachen möchten, daß sie echte Franzosen seien.

Sie lachen, klatschen und geberden sich wie hingerissen, obwohl sie kein Sterbenswörtchen von der ganzen Geschichte verstehen und dem Gang der Vorstellung nur folgen können, weil sie das treffliche

stumme Spiel und die mimische Fertigkeit der Künstler einigermaßen begreifen können. Mehr noch als die Franzosen besitzen aber die Italiener die Kunst der Pantomime, und so ist es erklärlich, daß die Vorstellungen der Gelosi auch von Leuten besucht wurden, welchen die gesprochenen Worte leerer Klang blieben. Die rohen Bühnenspiele, wie sie bis dahin in Frankreich bekannt waren, konnten sich zudem mit den glänzenden Aufführungen der Italiener nicht messen. Dort Dilettanten mit mehr oder weniger plumpen Manieren, hier ein feines, überraschendes Zusammenspiel. Wie genau mußten sich die Künstler der „Commedia dell' Arte“ kennen, wie sehr mußten sie auf einander eingehen, die Intentionen der Andern schon von weitem verstehen und sich denselben willig fügen, wenn bei dem Mangel jedes vorgeschriebenen Textes dennoch ein gefälliger, witziger, zündender Dialog sich entwickeln, dennoch eine jede Szene rasch und im Geist des Ganzen gespielt werden konnte!

Kein Wunder, daß sich die Künstler der „Commedia dell' Arte“ hoch erhaben über den Schauspielern fühlten, welche erst Worte Anderer auswendig lernen mußten, um zu gefallen, und die sich mit fremdem Witze schmückten. Auch die Deutschen haben ihre improvisirte Posse gehabt, es ist noch nicht so lange her, und deren Hauptvertreter fühlten nicht minderen

Stolz in ihren Künstlerherzen als die Gelosi vor nun dreihundert Jahren.

Der Erfolg ihrer improvisirten Stücke beruhte, wie schon gesagt, zum großen Theil darauf, daß in ihnen festbestimmte Charaktere auftraten, und jeder Schauspieler sich in eine dieser Rollen völlig eingelebt hatte.

Da war Pantalone, der alte Kaufmann, geizig und dumm, oft verliebt und noch öfter betrogen. Neben ihm fand sich der Renommist, das Zerrbild der stolzen, bramarbasirenden spanischen Soldateska. Italien, das von den Banden der fremden Söldner soviel zu leiden hatte, rächte sich an ihnen wenigstens durch den Spott, indem es den „Kapitän“ zu einer der lächerlichsten Figuren seines Theaters machte. Spindeldürr, mit buschigen Brauen, struppigem Haar und wild rollenden Augen erschien der „Capitano Rinoceronte“, „Coccodrillo“ oder „Spaventa della Valle Infernale“ — (zu deutsch etwa „Hauptmann Schreck von Höllenthal“). An seiner Seite schleifte ein überlanges Schwert, das er gerne zog, wenn keine Gefahr drohte. Dann rühmte er sich wohl, daß die Welt vor dem Donner seiner Stimme erbebe, und sein Athem einem Sturmwind gleich über die Länder dahinbrause. Aber sobald ihm ein entschlossener Mann gegenübertrat, wurde er gar klein

und sanft und ein Freund selbst des bescheidensten Verstecks.

Mit gleicher Zungenfertigkeit wie der Kapitän war der „Doktor“ begabt. Aber er redete anders, wie es dem echten Pedanten geziemt. Der „Doktor“ war ein Ausbund von Wissen und gab seine Gelehrsamkeit in unendlichen, wunderbar verwickelten Ausführungen zum Besten. Seine Reden hatten keinen Sinn; aber dafür waren sie mit lateinischen und griechischen, spanischen, arabischen und Gott weiß was sonst noch für sprachlichen Brocken verbrämt. In ihm verspottete der Volkswitz die eingebildete Universitätsweisheit jener Tage.

Merkwürdig ist es, wie alt diese Bühnenhelden sind. Schon die alten Römer kannten sie, und bei Plautus findet man den renommirenden Soldaten, den Sophisten, den geprellten Geizhals. Von den Italienern aber gingen sie in das französische Lustspiel über und hießen dort Geronte, Jourdain, Trissotin, Diafoirus u. s. w. Die Menschen sind immer dieselben, und darum gleichen sich auch die Karikaturen, die man in den verschiedensten Zeiten von ihnen zeichnet.

Eine Hauptrolle war außer den genannten Figuren noch den Dienern zugewiesen, die in mannigfachen Exemplaren, als täppisch und dumm, oder als

durchtrieben und nichtsnutzig erschienen. Sie nannten sich Pulcinella, Arlequino, Brighella, Franca-Trippa, wurden aber mit einem allgemeinen Namen als „Zanni“ bezeichnet. Man weiß, welche wichtige Rolle ihnen in der Durchführung einer Intrigue oft zugewiesen war.

Aber daneben hatten sie auch die Aufgabe, in Momenten des Stockens, wenn die andern Schauspieler sich verrannt hatten, mit ihren Witzen einzuspringen, durch ihre Kunststücke als Clowns die Aufmerksamkeit der Zuschauer abzulenken. Das war der Moment, wo sie sich mit Ohrfeigen und Fußtritten traktirten, wo sie durch ihre Fratzen, ihr ausdrucksvolles Mienenspiel laute Heiterkeit erweckten. Da stellte sich der Eine, als fange er Fliegen, reiße ihnen die Flügel aus und verzehre sie; ein Anderer führte pantomimisch aus, er habe Kirschen in seinem Hut, esse sie und werfe den Andern die Kerne ins Gesicht. Wieder ein Anderer machte sich das Vergnügen, auf der Brüstung der Logen umherzuspazieren, oder er nahm ein gefülltes Weinglas und schlug einen Purzelbaum, ohne einen Tropfen zu verschütten, und was dergleichen Künste mehr waren.

Als die „Gelosi“ zuerst nach Frankreich kamen, hatten sie aber noch eine weitere mächtig wirkende Anziehungskraft. Auf der französischen Bühne durften

damals nur Knaben in Frauenrollen auftreten, und die szenische Ausstattung ihrer Stücke war noch mehr als einfach. Auf der italienischen Bühne aber erschienen Künstlerinnen, schöne bezaubernde Damen, und die Dekorationen, Maschinerien, Verwandlungen und Kostüme waren geradezu blendend; die italienischen Maschinisten waren schon solche Meister ihrer Kunst, daß sie ganze Seegefechte vor den Augen der entzückten Zuschauer darstellen konnten, während wir, die Epigonen, die Augen aufreißen, wenn uns ein einziges großes Schiff auf der Bühne vorgeführt wird. Und wie hätte das Auftreten der Künstlerinnen das feurige Herz der Pariser nicht vollends gewinnen sollen? Wir vermögen uns heute schwerlich den Eindruck vorzustellen, welchen das Auftreten der Frauen auf der französischen Bühne damals erzielte. Zum ersten Mal sahen da die Theaterfreunde in Paris Leidenschaft, Rührung und schalkhafte Heiterkeit in vollendeter Weise dargestellt. Was künstlerisch durchgebildete Deklamation, Reiz der Schönheit und Anmuth der Erscheinung auf der Bühne vermochten, das begriffen sie jetzt erst, und konnten es bewundern, selbst wenn sie kein Italienisch verstanden.

Als erste und vorzüglichste Schauspielerin glänzte bei den Gelosi damals eine Künstlerin, welche nicht

allein in Frankreich, sondern auch in ihrer Heimat, wo man doch schon kritischer urtheilte, die größten Triumphe feierte. Maria Malloni oder Celia, wie sie sich auf der Bühne nannte, wurde von den Dichtern ihrer Zeit in begeisterten Liedern gepriesen, und selbst Marino, das Haupt der damals herrschenden Dichterschule, besang sie als vierte Grazie.

Nach kurzem Aufenthalt in Paris kehrten die Gelosi wieder nach Italien zurück. Was sollten sie in einem Land, in welchem der Bürgerkrieg immer wieder aufs neue ausbrach, in einer Hauptstadt, die sich gegen ihren König empörte und erst nach langer Belagerung unterworfen werden konnte? Es waren böse Zeiten für das Land und für die Kunst. Als aber Heinrich IV. endlich seine Herrschaft befestigt hatte und sich mit Maria von Medicis vermählte, berief man zur Verherrlichung des Festes und zur größeren Freude für die italienische Prinzessin die Gelosi aufs neue. Diesmal waren die Zeitumstände günstiger, der Friede gesichert, ein neues frisches Leben in der Nation unverkennbar.

Die Franzosen haben eine wunderbare Elastizität, mit deren Hilfe sie sich auch nach den härtesten Schicksalsschlägen rasch wieder aufzurichten wissen. Die Natur ihres schönen Landes kommt ihnen hierbei trefflich zu Hilfe, um die schweren Wunden zu heilen,

welche Krieg und Mißwirthschaft geschlagen haben. Nach dem wilden Ringen des Bürgerkriegs entwickelte sich um so lebendiger das Streben nach Bildung und Sittigung der Gemüther. Aufs neue wandte man seine Blicke nach Italien, der Lehrmeisterin feiner Geselligkeit. Auch die Gelosi gewannen durch die Gunst der Verhältnisse. Die Königin Maria freute sich des Erfolges ihrer Landsleute, und nicht minder Heinrich IV. selbst, der ein großer Freund von Possen war. Ließ er sich doch, wie man erzählt, zu Zeiten einen bekannten Komiker, Gros-Guillaume, ein echtes Pariser Kind, in den Louvre kommen, um sich von ihm wiederholen zu lassen, wie er auf der Bühne die Gascogner in Wort und Weise nachahmte. Heinrich war zwar selbst ein Sohn der Gascogne und konnte manches Wort des Komikers direkt auf sich beziehen, aber um so weidlicher lachte er darüber.

Auch die Gelosi erfreuten sich seines Schutzes, und ihr Erfolg übertraf denn auch alle Erwartungen. Die Gesellschaft wurde damals von einem bekannten Schauspieler, Flaminio Scala, geleitet und stand auf der Höhe ihres künstlerischen Ruhms. Ihre Hauptstütze war das Ehepaar Andreini, welches alle anderen Mitglieder der Truppe an Bildung und Talent weit überragte. Francesco Andreini spielte die Rollen des

„Doktors“ und des „Kapitäns“, während seine Gattin Isabella, eine hochgefeierte und berühmte Schönheit, die jugendlichen Liebhaberinnen und Heldinnen spielte. Die erste Künstlerin ihrer Zeit, die unbestrittene Königin der Bühne, riß sie durch ihre Kunst die Zuschauer zu der größten Begeisterung hin, und ihre Zeitgenossen schwärmten so feurig für sie, wie die Enthusiasten unserer Tage nur je für eine ihrer Nachfolgerinnen schwärmen können.

Wie hoch sie im Ansehen ihrer Zeit stand, beweist schon der Umstand, daß man sich mit der Aufzeichnung ihrer Biographie beschäftigte und dem Jahr ihrer Geburt nachforschte, was freilich einer Künstlerin, selbst einer großen, nicht immer lieb sein mag. Dank dieser Forschersorge wissen wir, daß Isabella im Jahre 1562 zu Padua geboren und seit ihrem sechzehnten Jahre Mitglied der Gesellschaft der Gelosi war. Sie war folglich nicht mehr jung, als sie im Jahre 1600 nach Paris kam, um die Franzosen zu entzücken. Doch was braucht man hier nach dem Alter zu fragen, wenn sie alle Welt zu gewinnen wußte? Nach der Denkmünze, die man nach ihrem Tode geprägt hat und die ihr Bildnis trägt, muß sie immer noch eine schöne, stattliche Erscheinung gewesen sein, an Huldigungen gewöhnt und ihrer werth.

In Italien standen die Schauspielerinnen in höchster Achtung, sobald sie sich nur selber achten wollten. So frei die Sprache und oft auch die dramatische Handlung auf der Bühne war, man unterschied genau zwischen der Rolle und der Wirklichkeit. Selbst in jener klatsch- und skandalsüchtigen Zeit hat es keine boshafte Stimme gewagt, Isabella's Charakter und Privatleben zu begeifern. Dagegen wissen die italienischen und französischen Dichter nicht genug von ihrem Spiel, ihrem Vortrag, ihrer himmlischen Stimme zu sagen und können sich nur damit helfen, daß sie die Künstlerin als eine der Göttinnen des Olymps besingen.

Zudem war Isabella auch als Dichterin bekannt. Ihre Sonette, Madrigale und Kanzonen sind, wie ihre Pastorale „Mirtilla" und ihre Briefe im Druck erschienen. Die Akademie der „Intenti" rechnete es sich zur Ehre an, sie unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen, und in Rom gab ihr Kardinal Aldobrandini ein großes Fest, bei dem ihr lorbeerbekränztes Porträt zwischen den Bildern Petrarca's und Tasso's angebracht war.

Hat die Nachwelt auch dieses begeisterte Urtheil über Isabella's literarisches Verdienst nicht bestätigt, das Gedächtniß ihrer vollendeten Kunst hat sie ihr bewahrt. Über drei Jahre blieben die Gelosi diesmal

in Paris und erfreuten sich fortwährend der Gunst der höchsten Kreise wie des großen Publikums. Allein trotz aller Ehren und Vortheile fühlten sie mit der Zeit, daß sie in ihr Vaterland zurückkehren müßten, wenn sie sich auf der Höhe ihrer Kunst erhalten wollten.

So brachen sie im Jahre 1604 zur Heimreise auf, erlitten aber in Lyon einen unersetzlichen Verlust. Isabella that dort einen unglücklichen Fall, hatte eine zu frühe Niederkunft und starb an den Folgen derselben im Juni 1604. Ihre Leiche wurde unter großen Feierlichkeiten, an denen sich die Stadtvorsteher sowie die Gilde der Kaufleute betheiligten, bestattet. Noch im vorigen Jahrhundert war ihr Grab erhalten, und auf dem Steine konnte man eine Inschrift lesen, welche sie als religiosa, pia, musis amica et artis scenicæ caput, als fromm, der Musen Liebling und die Erste ihrer Kunst, der Nachwelt pries. Die folgenden Generationen dachten in diesem Punkt engherziger, und Molière sowohl wie Adrienne Lecouvreur sollten nur mit Mühe ein ehrliches Begräbnis finden.

Isabella hinterließ einen Sohn, der bald nach ihrem Tod an der Spitze einer neuen Gesellschaft, der Comici Fedeli, erschien und auf seinen Kunstreisen selbst bis nach Deutschland kam. In Frankreich bür-

gerte sich das italienische Theater bald ganz ein und gewann großen Einfluß auf die französische Bühne. Aber so viele Künstlerinnen auch noch genannt werden, keine erreichte die Höhe, zu der sich Isabella Andreini, die große Künstlerin des 16. Jahrhunderts aufgeschwungen hatte.

Eine Schloßherrin

des

17. Jahrhunderts.

Wenn wir uns ein lebendiges Bild von dem Thun und Treiben früherer Geschlechter, ihrem Privat- und Familienleben entwerfen wollen, dürfen wir uns nicht an die ernste Geschichte wenden. Sie erzählt allerdings in großen Zügen von den Schicksalen der Völker, kümmert sich aber nicht um jene ungezählten Millionen von Menschen, die vor uns gelebt und sich in täglicher Arbeit abgemüht haben, die unbekannt und unbeachtet geblieben sind. Und doch haben gerade sie zu jeder Zeit in ihrer Gesammtheit das Volk, dessen Geschichte erzählt werden soll, ausgemacht. Deshalb ersteht die Vergangenheit nur dann lebendig wieder vor unserem Geiste, wenn es uns gelingt, das alltägliche Leben der alltäglichen Menschen früherer Zeit in farbenvollem Bilde zurückzuzaubern. Es liegt ein eigener Reiz in dem Versuch, sich die Sitten und die Lebensweise längst heimgegangener Geschlechter wieder zu vergegenwärtigen. Mag das Gewand, das diese trugen, uns oft auch seltsam und fremd erscheinen, in ihnen selbst finden wir uns doch immer wieder, unsere

eigene menschliche Natur, mit ihren Neigungen und Schwächen, — und gerade weil dem so ist, wird uns das Studium der Vergangenheit so lieb.

Die Kenntnis des intimen Lebens der früheren Geschlechter schöpfen wir aus mancherlei Quellen. Unschätzbare Beiträge zur Geschichte der letzten Jahrhunderte liefern uns besonders die zahlreichen Memoirenwerke, sowie die Privatkorrespondenzen, die uns ein gütiger Zufall bewahrt hat. Unter diesen letzteren sind die Briefe der Marquise von Sévigné an hervorragender Stelle zu nennen. Die liebenswürdige, immer frische und bewegliche Frau schrieb während vieler Jahre fast jeden Tag an ihre Tochter, die Gräfin Grignan, die fern von ihr in der Provence lebte. In diesem täglichen Verkehr mit der geliebten Tochter sagte sie Alles, was ihr durch den Kopf ging. Sie wußte, daß sie für Niemand sonst schrieb, und wäre höchlich überrascht gewesen, wenn man ihr gesagt hätte, daß ihre Briefe einst zur klassischen Literatur Frankreichs gezählt werden würden. Und doch kam es so. Dreißig Jahre nach dem Tode der Marquise veröffentlichte deren Enkelin, die Marquise von Simiane, die Korrespondenz ihrer Großmutter, und die französische Literatur zählte einen großen Namen mehr.

Diese Briefe, die uns einen Augenblick beschäftigen sollen, zeigen uns Frau von Sévigné in den

verschiedensten Beziehungen, unter Anderem auch als muthige Schloßherrin, als sie nach dem frühen Tode ihres Gatten die Verwaltung ihrer Güter übernahm und einen Theil ihres Lebens auf „Les Rochers", der alten Besitzung der Sévigné in der Bretagne, verbrachte.

Man wirft den Menschen des 17. Jahrhunderts öfters ihre Gleichgiltigkeit gegen die Schönheit der Natur vor. Die klassische Literatur der Franzosen spricht in der That wenig von dem Reiz einer schönen Landschaft und kennt das romantische Naturgefühl nicht, das seit J. J. Rousseau so sehr kultivirt und oft auch affektirt wird. Die Zeit Ludwig XIV., die Zeit der großen Perücken und steifen Gartenanlagen mit den künstlich gestutzten Alleen hatte freilich einen anderen Geschmack als die Gegenwart.

Aber deshalb dürfen wir doch glauben, daß sich die Menschen damals ebenso gut, wie wir, der schönen Natur erfreuten. Oft war der Ausdruck der Empfindung ein anderer, diese selbst aber die gleiche.

Das sieht man auch in den Briefen der Sévigné, die sich als eine große Freundin des Landlebens zeigt. Sie gehörte durch ihre Geburt wie durch ihre Heirat zum vornehmen Adel des Landes und folgte dem Herkommen, das sie einige Monate des Jahres an Paris und den Hof fesselte. Ohnehin liebte sie den Glanz, die Geselligkeit, die Feste; sie mochte das

Theater und den Umgang mit hervorragenden Menschen nicht entbehren. Aber wenn sie sich eine Zeit lang in dem ermüdenden und zerstreuenden Pariser Leben umhergetrieben hatte, dann flüchtete sie gern in die Stille des Landlebens hinaus. Ihr Onkel, der gute Abbé von Coulanges, besaß die Abtei Livry unweit Paris, und der herrliche Park, der zur Abtei gehörte, bot immer eine Erquickung. Am Dinstag, 24. März 1671 — in der Charwoche — schrieb Frau von Sévigné ihrer Tochter aus Livry: „. . . Ich habe Paris verlassen, um mich bis Donnerstag Abend vor der Welt und ihrem Lärmen zu flüchten; der Abbé, Helene, Hébert und Marphise haben mich begleitet*). Ich will hier ganz in der Einsamkeit leben, ein kleines Trappistenkloster gründen, zu Gott beten, meinen Gedanken nachhängen, tüchtig fasten, und zwar aus allen möglichen Gründen, — viel spazieren gehen, weil ich so lang an mein Zimmer gefesselt war, und ganz besonders mich langweilen, um Gott wohlgefällig zu sein.“

Die letztere Bemerkung klingt ein wenig skeptisch, aber Frau von Sévigné durfte schon einmal ein bischen Freigeist spielen; es war ihr nicht so ernst

*) Helene war die Kammerjungfer, Hébert der Sekretär und Marphise der Hund der Marquise.

damit, und wenn sie auch nichts weniger als fanatisch gesinnt war, fand sie sich doch mit den herrschenden Religionslehren und kirchlichen Gebräuchen vortrefflich ab. Livry, wo sie so oft mit ihren Kindern gewesen war, weckt alsbald ihre Sehnsucht nach der Tochter, und so fährt sie in ihrem Briefe wehmüthig fort: „Doch, meine arme Gute, mehr als an all das werde ich an Dich denken. Meine Gedanken sind immer bei Dir, und da ich meine Empfindungen nicht bemeistern kann, beginne ich Dir zu schreiben, hier am Ende der kleinen düsteren Allee, die Du liebst, auf dem Moossitze, auf dem ich Dich öfters liegen sah. Doch mein Gott, wo hab ich Dich hier nicht gesehen? . . . Ich sehe Dich, Du stehst vor mir, ich denke an Alles und denke immer wieder daran; ich sinne und grüble nach, aber ich mag mich noch so sehr wenden und noch so sehr suchen, mein theures, leidenschaftlich geliebtes Kind ist zweihundert Meilen weit; ich besitze es nicht mehr, und darüber kommen mir unwillkürlich die Thränen . . ."

Ein andermal meldet sie (Brief vom 29. April 1671), daß sie den Frühling in seinem vollen Triumph gefunden habe: „Die Nachtigall, der Kuckuck, die Grasmücke

In unserm Wald verkünden sie den Lenz.

Ich bin den ganzen Abend einsam umhergewandelt und habe alle meine melancholischen Ideen wieder gefunden."

Ja, es war schön in Livry und seinem großen Park mit den alten stolzen Bäumen, doppelt schön, weil der Ort so leicht von Paris aus zu erreichen war. Eine Reise in die Bretagne bot freilich andere Schwierigkeiten.

Dort, nahe der Grenze, welche die Bretagne von Maine und Anjou trennte, ein und eine halbe Wegstunde südöstlich von der Stadt Vitré, erheben sich „Les Rochers", das Schloß, das durch die Briefe der Marquise so bekannt geworden ist. Obwohl es auf einem leicht ansteigenden Plateau erbaut ist, gestattet es doch nur einen beschränkten Ausblick auf die Umgegend. Die Bretagne gleicht in der eintönigen Folge von niederen Hügeln und flachen Thalgründen einem mitten in seinem leichten Wellenschlage erstarrten Meere, und die Sitte der Bewohner, ihre Besitzungen mit Zaun und Hecken zu umgrenzen, engt die Landschaft, so zu sagen, noch völlig ein. Als die junge Marquise von ihrem Gemahl zum ersten Male in die Bretagne geführt wurde, fand sie in Les Rochers ein altes Schloß aus dem 14. Jahrhundert, groß, massiv und schwer, dabei vernachlässigt und schlecht eingerichtet. Auf eine anders geartete Frau hätte es einen trübseligen Eindruck gemacht. Aber Frau von Sévigné befreundete sich rasch mit ihm. Sie ließ ausbessern, ändern, verschönern, und der weithin sich

erstreckende Park mit seinen Kastanienbäumen, Eichen und Buchen entzückte sie. Auch ihn ließ sie, dem Geschmacke ihrer Zeit entsprechend, etwas reguliren, neue Pflanzungen anlegen, einen Platz für das beliebte Mailspiel herrichten, und so gewannen Les Rochers bald ein freundlicheres Aussehen. Vom alten Schloß steht heute nur noch ein Thurm. Alle anderen Gebäude sind modern, aber der Geist der früheren Schloßherrin scheint die Besucher noch jetzt überall zu begrüßen.

In unseren Tagen rast der Eilzug in wenig Stunden von Paris nach Vitré. Vor zweihundert Jahren reiste man bedächtiger und oft auch gemüthlicher, wenigstens die Vornehmen. Frau von Sévigné brauchte gewöhnlich vierzehn Tage, um auf ihre Herrschaft zu gelangen. Ihr Weg führte sie zunächst nach Orleans. Sie hatte, wie sie ihrer Tochter am 13. Mai 1671 berichtet, dazu zwei Wagen, sieben Wagenpferde, außerdem ein Lastpferd, das das Bett der Herrin zu tragen hatte, damit sie unterwegs nicht in Verlegenheit kam. In dem einen Wagen nahm sie mit ihrem Onkel, dem Abbé, Platz; ihr Sohn, ihr Gewissensrath La Mousse und ihre Zofe Helene saßen in dem zweiten Wagen und der ganze Zug wurde von vier Berittenen begleitet.

Unterhaltend war eine solche Reise gewiß. Man

plauderte, scherzte, und wenn der Weg gut, das Wetter schön war, ging man wohl auch eine kleine Strecke zu Fuß. Das Brevier versammelte zeitweise „den zweiten Stand“ zum Gebet und gestattete der Marquise, sich an einem anderen Brevier, „certain bréviaire de Corneille“, zu erbauen. Dazu kamen freilich manchmal auch Reiseabenteuer, die weniger angenehm waren. Bei dem schlechten Zustande der Straßen drohte der Wagen häufig umzuwerfen, fiel auch wirklich ein oder das andere Mal. „Mein Kutscher ist vorzüglich“, schreibt Frau von Sévigné, „nur ist er zu kühn. Guitaut sagt, daß ihm zweierlei an dem Manne gefalle, einmal seine Geschicklichkeit, und dann, daß er mein Schreien nicht beachtet.“ (29. August 1677.)

Wie es bei schlechtem Wetter unterwegs zugehen konnte, schildert ein Brief vom 31. Mai 1680 aus Les Rochers in drastischer Weise. „Die Wege von Nantes nach Rennes sind auf Herrn von Chaulnes Befehl ausgebessert worden, aber der Regen hat sie wieder verdorben, gleich als ob zwei Winter auf einander gefolgt wären. Wir steckten fortwährend in Pfützen und Wasserlöchern und wagten nicht durch Chateau-Briant zu fahren, weil man dort nicht wieder herauskommt. Am Tag vor Himmelfahrt gelangten wir nach Rennes . . . Von dort fuhren wir andern Tags um 10 Uhr ab, und Jedermann sagte, ich hätte

noch Zeit genug, die Wege wären eben wie ein Zimmer, denn so lautet immer die Vergleichung. Sie waren aber einem Zimmer so ähnlich, daß wir erst nach Mitternacht hier ankamen und immer im Wasser fuhren. Von Vitré hierher war der Weg nicht zu erkennen, das Pflaster ganz verdorben, die Pfützen und Löcher noch viel, viel tiefer als früher. Endlich als wir sahen, daß wir nichts mehr sahen, und den Weg tasten mußten, schickten wir zu Pilois um Hilfe*). Er kam mit einem Dutzend Burschen; die Einen hielten den Wagen, die Andern leuchteten mit Strohfackeln, und Alle sprachen ein so reines Bretonisch, daß wir vor Lachen vergehen wollten. Endlich kamen wir mit solcher Illumination hier an; die Pferde waren widerspenstig, unsere Leute ganz durchnäßt, mein Wagen zerbrochen und wir recht müde . . ."

Zur Abwechslung konnte man unterwegs zuweilen ein paar Gehängte an den Bäumen finden, Raubgesindel, das am Orte seiner Missethat auch deren Lohn empfangen hatte. Das störte die Reisenden nicht. Die Damen des 17. Jahrhunderts hatten starke Nerven. „Wir fanden heute früh an den Bäumen auf der Landstraße zwei große Bursche aufgehängt. Wir fragten uns, warum man sie gehängt habe; denn

*) Pilois war der Gärtner der Marquise in Les Rochers.

meines Erachtens nach bilden die Geräderten den Hauptschmuck der Chausseen." Man richtete die Fahrt so ein, daß man des Abends womöglich bei dem Schlosse einer befreundeten Familie anlangte, welche Gastfreundschaft gewährte. Wo solche Unterkunft mangelte, mußte man sich freilich wohl auch einmal mit einem Strohlager in armseligem Haus begnügen. Das begegnete Frau von Sévigné im September 1675 auf der Fahrt nach Nantes. „Es sind dreißig Meilen von Saumur nach Nantes", schrieb sie ihrer Tochter; „wir beschlossen, sie in zwei Tagen zurückzulegen. In dieser Absicht fuhren wir gestern zwei Stunden weiter, fuhren aber im Sand auf und saßen zweihundert Schritt vor unserm Gasthaus fest, ohne landen zu können. Dem Gebell eines Hundes folgend, fuhren wir zurück und gelangten um Mitternacht zu einer Hütte, deren Armuth und Elend du dir nicht vorstellen kannst. Wir fanden darin nur zwei oder drei alte Weiber am Spinnrad und frisches Stroh, auf das wir uns, ohne uns auszukleiden, niederlegten. Ich hätte herzlich gelacht, wäre der Abbé nicht bei uns; so aber sterbe ich vor Scham, ihn einer so ermüdenden Reise auszusetzen. Beim Morgengrauen gingen wir aufs Schiff, doch waren wir in unserm Kies so prächtig festgefahren, daß wir fast eine Stunde brauchten, ehe wir unsere Reise fortsetzen konnten.

Wir wollen trotz Wind und Ebbe in Nantes ankommen und rudern alle."

Gewöhnlich war jedoch die Fahrt auf der breiten, ruhig fließenden Loire durch die Touraine, den Garten Frankreichs, eine Lust. Man miethete ein Schiff, die Wagen wurden auf das Verdeck gezogen, und Frau von Sévigné konnte in ihrem bequemen Reisewagen sitzen bleiben, um von oben her die Landschaft frei zu überblicken, während die Schiffsmannschaft mit Stangen den Lauf des Fahrzeugs beschleunigte. So glitten die lieblichen Ufer mit den zahlreichen stolzen Schlössern und Landsitzen vor den Augen der Reisenden dahin; für Lebensmittel war bestens gesorgt, interessante Bücher hatte man auch, — literarische Neuigkeiten in einer solchen Zeit, welcher Genuß, welche Aufregung, welche Debatten! — und war die Marquise vom Lesen müde, so hatte sie Gesellschaft zum Plaudern. Wenn sie gar von ihrem Sohn Karl begleitet wurde, war des Lachens kein Ende, so voll Humors war der junge Baron und so sehr drängten sich bei ihm die komischen Einfälle.

Auch heute noch kann man auf Schiffen die großen Ströme befahren, aber man wird an den einzelnen Stationen prosaisch auf einer Landungsbrücke ausgesetzt, muß sein Billet abgeben und seinen Gastho aufsuchen. Hören wir dagegen, wie unsere Marquise

in Nantes empfangen wurde. „Ich habe Dir auf der Reise geschrieben, sogar vom Schiff aus, so oft ich konnte. Ich kam hier um neun Uhr Abends am Fuß des Dir bekannten Schlosses an. Man hörte eine kleine Barke, man fragte: ‚Wer da?‘ Ich hatte meine Antwort bereit, und in demselben Augenblicke sah ich Herrn von Lavardin mit fünf oder sechs Fackelträgern aus der kleinen Thüre treten. Er war von mehreren Herren begleitet, gab mir die Hand und empfing mich höchst liebenswürdig. Ich bin überzeugt, daß sich diese Szene, von der Mitte des Flusses aus gesehen, wunderbar ausnahm. Sie gab meinen Schiffern eine große Meinung von mir. Ich aß sehr gut zu Abend; ich hatte seit 24 Stunden weder geschlafen noch gegessen.“ (Brief vom 20. September 1675.)

Kam die Karawane endlich an das Ziel, nach Les Rochers, so wurde die Gutsherrschaft festlich von den Unterthanen begrüßt. An die fünfzehnhundert Mann zogen ihr entgegen, jubelten ihr zu, schossen alte Flinten los und beschlossen den Abend mit einem Volksfeste, einem ländlichen Tanze und lustigem Trinkgelage. Denn die Bretonen hatten immer Durst, wie Frau von Sévigné versichert und öfters durch ihre Nachrichten bestätigt.

Oft blieb sie Monate lang auf ihrem Gute und kehrte erst spät im Herbst in die Hauptstadt zurück.

Ihr Leben in Les Rochers war in der That still und eintönig. Sie widmete sich mit Eifer den Arbeiten, sah ihren Leuten zu, wie sie bauten und gruben, und hatte dabei ihre eigenthümlichen Einfälle. Ihr Rücken thue ihr weh, schreibt sie im November 1671, wenn sie nur von unten zusehe, wie die Arbeiter beim Bau einer Kapelle auf dem Gerüst herumlaufen. „Welche gute Wirkung erreicht die Vorsehung doch mit Hilfe der Habsucht! Man dankt Gott dafür, daß es Menschen giebt, die für zwölf Sous das zu thun bereit sind, was Andere nicht für hunderttausend Thaler thun möchten. Glücklich die, die Kohl pflanzen! Wenn sie einen Fuß auf dem Boden haben, ist der andere nicht weit davon. Ich habe das von einem guten Schriftsteller gelernt*)." — „Ich war heute früh im Thau und wurde bis zu den Knieen naß, während ich Linien abstecken ließ", meldete sie ein ander Mal. Dabei vergaß sie ihre Studien nicht, und es ist geradezu erstaunlich, was sie Alles las. So lang ihr Sohn Karl bei ihr war, konnte sie freilich nichts Ernstes vornehmen. „Er liest uns leichte Waare vor, Komödien, die er wie Molière spielt, Gedichte, Romane, Geschichten. Er

*) Ein Wort des Panurge bei Rabelais, Buch IV, Kapitel 18. Panurge sieht sich bei einer Seefahrt vom Sturm überfallen und dem Schiffbruch nahe. In dieser Gefahr preist er jene glücklich, die Kohl pflanzen.

ist überaus unterhaltend; er reißt uns mit sich fort und hat uns an jeder ernsteren Lektüre gehindert." (Br. v. 21. Juni 1671.) Sobald Karl von Sévigné abgereist ist, nimmt sie die Moralabhandlungen von Nicole zur Hand, liest Tasso in der Ursprache, alte griechische und römische Autoren — Homer, Lucian, Virgil, Ovid, Terenz und mit besonderem Eifer Tacitus. Sie hat ja Latein gelernt, behilft sich jedoch wohl mit einer Übersetzung. Natürlich vernachlässigt sie ihre französischen Dichter nicht, schwärmt für Corneille, citirt Molière und La Fontaine jeden Augenblick, ist aber aus Eifersucht für Corneille ungerecht gegen Racine. Manchmal greift sie auch auf ihre Jugendlektüre zurück. So beichtet sie ihrer Tochter, daß sie den alten Roman „Kleopatra" von La Calprenède wieder begonnen habe, nur solle sie das nicht verrathen. „Glücklicherweise habe ich kein Gedächtnis, und so unterhält mich das Buch; das ist schrecklich, aber Du weißt, daß ich jegliche Prüderie verabscheue. Sie liegt nicht in meinem Charakter. Und da ich nicht so prüde bin, diese Art Bücher zu verachten, so ergötze ich mich noch immer an ihnen." (Br. v. 5. Juli 1671.) Noch naiver sagt sie ein paar Tage später: „Ich finde den Stil La Calprenède's entsetzlich, und doch lasse ich mich immer wieder von ihm fangen wie ein Vogel auf dem Leim. Die Schönheit der Ge-

fühle, die Größe der Begebenheiten, die Heftigkeit der Leidenschaften und der wunderbare Erfolg ihrer furchtbaren Schwerthiebe — alles das bezaubert mich, als wäre ich ein junges Mädchen. Wenn mich nicht La Rochefoucauld und D'Haqueville darüber tröſteten, würde ich mich aus Kummer über meinen schlechten Geschmack aufhängen."

In den Abendstunden, wenn ringsum Alles still war, liebte sie es, ihrer Tochter zu schreiben. Auch machte sie dann noch große Spaziergänge in ihrem Park, die freilich nicht ganz ohne Gefahr waren. Es gab noch Wölfe in der Bretagne, und die ungebetenen Gäste kamen bis in die Nähe des Schlosses. So glich jeder Gang einem Kriegszug, aber Frau von Sévigné ließ sich darum nicht im Hause halten, zumal wenn der Mond mit seinem weißen Licht die Bäume verklärte und die Wege erhellte, wenn die milde Luft das Herz mit süßen Gedanken erfüllte und wehmüthig stimmte. „Ich habe meine Infanterie um mich und fürchte die Wölfe nicht", schrieb sie ihrer Tochter zum Trost (23. Oktober 1675). Sie war immer von etwa drei mit Flinten bewaffneten Dienern begleitet, wenn sie ihre „einsamen Abendspaziergänge" unternahm. Ein wenig Gruseln ließ sie sich schon gefallen, das trug zur Unterhaltung bei.

„Seit zwei Abenden haben wir zwischen elf Uhr

und Mitternacht den Mondschein mit unserer Gegenwart beehrt. Vorgestern sahen wir einen schwarzen Mann. Er näherte sich ... da stellte es sich heraus, daß es La Mousse war. Etwas weiter sahen wir einen weißen Körper ausgestreckt; muthig gingen wir auf ihn los — es war ein Baum, den ich vorige Woche hatte fällen lassen. Das sind doch ganz außerordentliche Abenteuer; ich fürchte, daß Du in Deinem Zustand darüber erschrickst. Trink ein Glas Wasser, Liebste." (Br. v. 21. Oktober 1671.)

Von Zeit zu Zeit gab es zwar auch Ausflüge, Besuche bei den benachbarten Adelsfamilien. Doch liebte Frau von Sévigné diesen Verkehr nicht sonderlich und beschränkte ihn so viel als möglich. Der Provinzadel sagte ihr nicht zu, die bretonischen Herren und Damen mögen ihr zu ungebildet gewesen sein, und es ist ergötzlich zu lesen, welche Mittel sie anwendete, um sich vor ihnen zu retten. Ihre Tochter hatte sich ebenfalls über die Langeweile und den Druck vieler Besuche beklagt, und Frau von Sévigné rieth ihr, so wie sie vorzugehen. Wenn sie von der einen Seite her Besuch kommen sehe, so entschlüpfe sie auf der andern, dann aber zanke sie, daß man sie nicht gerufen habe. „Ich mag auch meine Seide nicht mit meiner Wolle verderben", sagt sie in treffendem Bild (6. Oktober 1675). Natürlich gab es auch Besuch,

dem sie nicht entfliehen durfte. Dann nahm sie resignirt ihre Handarbeit und ließ das Geschwätz über sich ergehen. „Ich halte die Damen nicht für würdig, in meinen Wald geführt zu werden. Ich gebe ihnen das Geleite, und

Er hoch zu Roß, sie hinter ihm

so ziehen sie zu Tisch nach Hause, und ich gehe spazieren." (9. Juni 1680.) Man sieht solch ein würdiges Paar lebendig vor sich, wie es auf einem schweren Gaul dahin reitet und in ceremoniösem Ernst seine Komplimente hersagt, die es vielleicht aus den damals schon veralteten Romanen der Scudéry auswendig gelernt hat.

Lebhaft wurde es aber, wenn die Stände der Bretagne ihre Sitzungen in Vitré abhielten, was alle paar Jahre der Fall war.

Die Bretagne gehörte zu den wenigen privilegirten Ländern, welche die ständische Verfassung bewahrt hatten. Die Stände hatten freilich nicht viel zu sagen. Der königliche Gouverneur regierte, und die Ständeversammlung — der Adel, der Klerus und die meist vom König ernannten Vertreter der Städte — hatte nur die Steuern zu votiren, alljährlich zu den Kosten der Reichsverwaltung das „freiwillige Geschenk" zu bewilligen, das ungefähr so freiwillig war, wie der einjährige Militärdienst, den unsere

„Freiwilligen“ leisten. In früheren Zeiten hatte das „Geschenk“ etwa 400 000 Livres betragen, unter Richelieu stieg es auf etwa eine Million, und die Regierung Ludwig XIV. schraubte es bald auf die doppelte Summe hinauf. Dabei erklärte eines Tages der Gouverneur, der Herzog von Chaulnes, daß über die Höhe des „Geschenkes“ nicht berathschlagt werden dürfe; es sei mehr Ehre für die Provinz, es zu geben, als Nutzen für den König, es zu nehmen.

Die Versammlung der Stände bot immer Veranlassung zu rauschenden Festlichkeiten, Gastereien, Bällen und Gesellschaften aller Art. Die Herren hatten hohe Diäten, aber die wenigen Wochen ihres Zusammenseins kosteten sie doch oft große Summen. Denn man überbot sich an Glanz, spielte leichtsinnig, und mancher Edelmann war froh, wenn er das Defizit seiner Kasse, das in den wenigen Wochen entstanden war, durch sparsames Leben während des Restes des Jahres decken konnte. Auch Komödianten durften nicht fehlen, denn ohne Schauspiel galt bereits kein Fest für vollständig.

Im Jahre 1671 waren die Stände nach Vitré berufen und Frau von Sévigné faßte den Plan, für die Zeit der Versammlung ihr Gut zu verlassen. „Es ist zwar schön“, schrieb sie den 10. Juni, „für

Fricassés und Diners tausend Thaler auszugeben, um Herrn und Frau von Chaulnes zu bewirthen" — aber sie wollte trotzdem auf diese Ehre verzichten, als sie ein Schreiben der Herzogin erhielt, welche sie bat, doch ja nach Vitré zu kommen. Nun mochte sie nicht mehr Nein sagen und fuhr zur Stadt, wo der Gouverneur ihr zu Ehren alsbald ein Diner gab. Ihr Bericht darüber ist von Interesse und wir theilen Einzelnes daraus mit: „Man speiste an zwei Tafeln in einem Saale an jedem Tisch waren vierzehn Plätze. Der Herzog präsidirte an dem einen, die Herzogin an dem andern, und die Fresserei war groß („cela fait une assez grande mangerie"). Das Diner ist vorzüglich; man trägt ganze Schüsseln mit Braten fort, als ob man sie gar nicht berührt hätte. Für die Obstpyramiden hatte man die Thüren erhöhen lassen. Unsere Vorfahren sahen solche Geschichten nicht voraus; sie glaubten eine Thür brauche nicht höher als sie selbst zu sein. Eine Pyramide soll also hereingebracht werden, eine von jenen, welche die Gäste nöthigen, sich von einem Ende der Tafel zum anderen zu schreiben. Doch das ist kein Unglück, im Gegentheil, man ist ganz zufrieden, nicht zu sehen, was sie verbergen. Jene Pyramide also, die aus zwanzig Schalen gebildet war, wurde an der Thür so völlig umgeworfen, daß der Lärm die Tafelmusik zum

Schweigen brachte. Nach dem Essen tanzten die Herren von Locmaria und von Coëtlogon mit zwei bretonischen Mädchen wunderbare Passe-pied und Menuette, wie es unsere guten Tänzer bei weitem nicht fertig bringen." Einige Tage später schildert ein anderer Brief das Leben in Vitré kurz und treffend so: „Fünfzehn oder zwanzig große Tafeln, fortwährendes Spiel, nichts als Bälle, dreimal die Woche Theater, ein außerordentlicher Aufwand: das heißt man die Stände. Ich vergaß vierhundert Faß Wein, die getrunken werden. Aber wenn ich auch den kleinen Artikel vergessen sollte, die Andern würden es nicht thun."

Natürlich kam bei dieser Gelegenheit auch vornehmer Besuch nach Les Rochers, u. a. einmal der Gouverneur, mit vielen Herren von Adel, mehreren Bischöfen, im Ganzen etwa zwanzig Gäste, die in vier sechsspännigen Wagen anfuhren und von fünfzig Garden zu Pferd und außerdem noch von berittenen Pagen geleitet wurden.

Frau von Sévigné hatte doch ihre Freude an dem Pomp und zumal an der Ehre, die man ihr erwies, wenn sie auch etwas verächtlich von der „ganzen Sippschaft" („tout cela") sprach, und sie that ihr Bestes, die Gäste zufrieden zu stellen. Dann mußte sie wieder nach Vitré, und an dem Tag, an dem die

Stände großmüthig ein „freiwilliges Geschenk“ von 2½ Millionen votirten, war die Begeisterung grenzenlos. „Die ganze Bretagne war an jenem Tag betrunken. Wir speisten in einem besonderen Zimmer. Vierzig Edelleute tafelten unten und jeder von ihnen trank vierzig Gesundheiten. Die Gesundheit des Königs kam zuerst, und nachdem sie getrunken war, zerbrach man alle Gläser. Als Vorwand diente die außerordentliche Freude und Dankbarkeit über hunderttausend Thaler, welche der König der Provinz von dem ihm gemachten Geschenk nachgelassen hat. Er wollte mit dieser Freigebigkeit die Bereitwilligkeit, mit der man ihm gehorcht hatte, belohnen. Es sind also jetzt nur noch zwei Millionen zweimalhunderttausend Livres anstatt fünfmalhunderttausend. Der König hat mit eigener Hand viel Huldvolles für seine gute Bretagne geschrieben. Der Gouverneur hat den Ständen den Brief vorgelesen; sie baten um eine Abschrift desselben, um sie dem Protokoll einzuverleiben, und dann erhob sich bis zum Himmel der Ruf: Es lebe der König! Darauf hat man getrunken — aber getrunken, Gott weiß es!“

Wie froh war die feingebildete Frau, als sie ihren Frieden wieder hatte. Aber nicht sie allein fand die Aufgabe schwer, die Stände zu unterhalten. Am 23. August meldete sie ihrer Tochter: „Frau von

Chaulnes, Fräulein von Murinais, Frau Fouché und ein hübsches Fräulein aus Nantes kamen Donnerstag hierher. Frau von Chaulnes sagte beim Eintritt, sie halte es nicht länger ohne mich aus; die ganze Bretagne liege ihr im Magen, und sie sei dem Tode nah. Mit diesen Worten wirft sie sich auf mein Bett, man reiht sich um sie her, — und siehe da, in einem Augenblick schläft sie vor lauter Müdigkeit ein. Wir plaudern weiter, sie wacht endlich wieder auf und spricht ihre Bewunderung für die liebliche Freiheit auf Les Rochers aus. Wir gingen dann spazieren und ließen uns im Dickicht des Waldes nieder; während die Anderen Mail spielten, ließ ich sie von Rom erzählen, und wie es sich gemacht, daß sie Herrn von Chaulnes geheirathet habe, denn ich suche mir immer die Langeweile fern zu halten. Während wir gerade davon sprechen, kommt plötzlich ein heimtückischer Regen, der uns überschüttet, ohne sich vorher anzukündigen, aber so, daß das Wasser überall aus unsern Kleidern schießt. Da beginnen wir zu laufen; man schreit, fällt, gleitet aus. Endlich gelangt man nach Haus, zündet ein großes Feuer an, wechselt Wäsche und Kleider, ich helfe überall aus; man läßt sich die Schuhe trocknen und lacht sich halb todt. So wurde die Regentin der Bretagne in ihrem eigenen Reich behandelt. Später gab es ein schönes Mahl,

und dann kehrte die arme Frau heim, ohne Zweifel ärgerlicher über die langweilige Rolle, die sie wieder spielen muß, als über das Attentat, das man hier gegen sie verübt hat."

Damals war die Bretagne noch verhältnismäßig zufrieden und im Ganzen nicht zu schwer belastet. Doch gar bald sollten schwere Zeiten über das Land heraufziehen.

Die stets steigenden Geldforderungen der Pariser Regierung riefen im Jahre 1675 einen blutigen Aufstand hervor, der auch blutig wieder unterdrückt wurde. Man hatte von Paris aus neue Steuern, besonders auf Tabak und Stempelpapier ausgeschrieben, ohne die Stände zu befragen, und diese boten eine jährliche Gabe von fünf Millionen, wenn man die verhaßten Edikte zurückzöge. Ludwig XIV. ging auf den Vorschlag ein, die Bretagne zahlte fortan jährlich fünf Millionen — und 1675 erschienen dieselben Steueredikte wieder! Dieser Wortbruch rief einen Sturm des Unwillens in der Provinz hervor; der Gouverneur wurde in Rennes insultirt, die Bauern überfielen die Steuerämter, erschlugen die ihnen mißliebigen Beamten, verbrannten die Akten und verweigerten nun jede Abgabe. Der Aufstand loderte allenthalben empor. Die Schlösser der Adeligen, die sich hart erwiesen hatten, wurden überfallen, geplündert und soweit möglich in der Eile zerstört.

Die Strafe ließ nicht auf sich warten. König Ludwig schickte einige Regimenter von der Rheinarmee in die Bretagne, und an ihrer Spitze durchzog der Herzog von Chaulnes die Provinz, um ein furchtbares Strafgericht zu halten. Die Stadt Rennes wurde besonders nachdrücklich gezüchtigt. Das Parlament, der oberste Gerichtshof der Provinz, der hier seinen Sitz hatte, wurde verbannt; die Stadt mußte bei Strafe der Plünderung binnen vierundzwanzig Stunden dreimalhunderttausend Livres zahlen, und eine ganze Straße wurde dem Untergang geweiht. „Man hat die Bewohner einer großen Straße verjagt", schreibt Frau von Sévigné den 30. Oktober 1675, „und bei Todesstrafe verboten, sie aufzunehmen. So sah man die Unglücklichen, Greise, Wöchnerinnen, Kinder weinend vor den Thoren umherirren, ohne Obdach und ohne Nahrung. Vorgestern wurde ein Musikant, der den Tanz mit dem Stempelpapier begonnen hatte, gerädert ... Sechzig Bürger sitzen gefangen und morgen fängt das Hängen an. Die Bretagne ist eine Warnung für die anderen Provinzen, daß sie ihre Gouverneure respektiren ..."

Fast noch Schrecklicheres erzählen die Briefe von dem Schicksale der Bauern in Nieder-Bretagne. „Unsere armen Bretonen scharen sich, wie man uns berichtet, in den Feldern zusammen, vierzig oder

fünfzig. Sobald sie der Soldaten ansichtig werden, fallen sie auf die Kniee und sagen: mea culpa. Das ist das einzige französische Wort, das sie wissen ... Man hängt sie unermüdlich auf; sie fordern Tabak und etwas zu trinken, aber von Charon kein Wort."

Der letztere Satz ist ein Citat aus Lucian. In dessen Dialog „Charon" wundert sich der Höllenfährmann über das Treiben der armen eiteln Menschen. „An Alles denken sie — von Charon aber kein Wort." So dachten auch die bretonischen Bauern nicht daran, vor ihrem Tod einen Priester zu verlangen, sondern starben mit stumpfer Resignation.

Es wundert uns und wir fühlen uns verletzt, daß Frau von Sévigné über solche Vorfälle noch scherzen konnte. Freilich klagt sie an anderer Stelle: „Du kannst mir glauben, es giebt keine Bretagne mehr! .. Man könnte jetzt keine zehntausend Franken in der ganzen Provinz auftreiben." Sie selbst, die reiche Dame, die eine Millionärin war, wenn man den damaligen Geldwerth in Rechnung bringt — sie selbst zahlte ihre Arbeiter mit Korn, da es ihr an Geld gebrach. Und immer noch dauerten die Hinrichtungen fort. „Die Strenge läßt etwas nach. Man hat so viel gehängt, daß man nichts mehr zu hängen hat" . . . „Wenn Du den Abscheu und den Haß sähest, den man anderswo gegen den Gouver-

neur hegt, würdest Du empfinden, wie schön es ist, überall beliebt zu sein", rief sie ihrer Tochter, deren Gemahl Vicegouverneur der Provence war, in dem Brief vom 6. November zu.

Man ahnt zwar, daß sich hinter manchem ihrer Scherzworte bitterster Ernst und gerechte Entrüstung verbergen. Doch darf man dabei nicht zu weit gehen. Die Marquise empfand das Unglück der armen Bretonen recht schwer, aber in ihrem leichten Sinn gestattete sie sich auch darüber manchmal einen frivolen Witz. Das siebzehnte Jahrhundert war überhaupt noch nicht so sentimental menschenfreundlich, wie wir. Es war aus härterem Holz geschnitzt und egoistischer, zumal wenn es das niedere Volk betraf. Descartes erklärte die Thiere für nichts als belebte Maschinen, ohne Willen und ohne Empfindung, und Frau von Grignan neigte zu dieser Ansicht. Ihre Mutter freilich protestirte mehr als einmal dagegen, denn sie liebte die Thiere und ließ sich ihren gesunden Menschenverstand durch keinerlei Philosophie trüben. „Maschinen, die lieben! Maschinen, die eifersüchtig sind, sich fürchten! Geht doch, ihr spottet unser!" schrieb sie 23. März 1672. Und doch gab es große Herren, welche von dem Bauernvolk kaum besser dachten. Nach der Ansicht Tocqueville's befand sich der Landmann im Mittelalter in vieler Hinsicht besser, als in

den folgenden Zeiten, im 13. besser, als im 18. Jahrhundert. Diese Behauptung wird durch die berühmte Schilderung der Bauern bei La Bruyère bekräftigt. Es ist eine furchtbare Stelle, welche die Verdammung eines ganzen Jahrhunderts in sich schließt: „Man sieht auf dem Lande gewisse scheue Thiere, Männchen und Weibchen, schwarz, fahl, von der Sonne verbrannt, an dem Boden haftend, den sie durchwühlen und hartnäckig durchsuchen. Sie haben eine artikulirte Stimme, und wenn sie sich aufrichten, zeigen sie ein menschliches Antlitz. In der That, es sind Menschen. Nachts ziehen sie sich in Höhlen zurück, wo sie sich von schwarzem Brot, Wasser und Wurzeln nähren. Sie ersparen den anderen Menschen die Mühe des Ackerns, Säens und Erntens und verdienen darum, daß ihnen das Brot, das sie gesäet haben, nicht fehle.“

Doch wir wollen noch einmal nach Les Rochers zurückkehren. Frau von Sévigné drückte ihre Leute nicht, weder Bauern noch Pächter, und brauchte in der unruhigen Zeit des Jahres 1675 nichts für sich zu fürchten. Aber sie gerieth oft in Verlegenheit, denn Niemand zahlte, da die Nachwehen der Revolte noch lange fühlbar waren. Noch im Juni 1680 schrieb sie, sie sehe nur Leute, die ihr Geld schuldig wären, aber kein Brot hätten, die auf Stroh

schliefen und weinten. „Was kann ich da thun?“ fragt sie und beantwortet sich die Frage selbst, indem sie wenige Tage darauf meldet, daß sie große Summen verschenke, an einem Morgen achthundert, an einem andern tausend Franken, ja sogar tausend Thaler. Ihre Pächter und Müller haben keinen Sou, und so bleibt ihr nichts übrig, als ihnen die Schuld zu erlassen. „Ich mache mir kein großes Verdienst daraus, da es nothgedrungen geschieht. Neulich kam eine schöne junge Pächterin aus Bodigat, mit schönen glänzenden Augen, schönem Wuchs, einem Kleid aus holländischem Tuch mit Atlas aufgeputzt und mit geschlitzten Ärmeln. Herr des Himmels! als ich sie sah, dachte ich schon, ich wäre ruinirt, denn sie ist mir achttausend Franken schuldig. Es wird aber Alles geordnet werden .... Diesen Morgen kommt ein Bauer zu mir, rundum mit Säcken behängt; er hatte welche unter den Armen, in seinen Taschen, in seinen Hosen. Der gute Abbé hielt uns schon für geborgen. He! mein Freund! Ihr seid ja sehr beladen, wieviel bringt Ihr? — Gnädiger Herr, sagte der Bauer keuchend, ich glaube, es sind an die dreißig Franken. Es waren alle Heller aus ganz Frankreich, die sich mit ihren spitzen Hüten in unsere Provinz gerettet haben und unsere Geduld auf die Probe stellen*).“

*) Der Heller, von dem Frau von Sévigné spricht, ist

Mit der Zeit trübten sich indessen die Vermögensverhältnisse der Marquise noch mehr. Graf Grignan und seine Frau hatten sich durch thörichte Verschwendung in die peinlichste Lage gebracht, und liehen nun rechts und links, von Verwandten und Fremden*). Die Marquise von Sévigné opferte nach und nach einen großen Theil ihres Vermögens, ohne dadurch ihrer Tochter ernstliche Erleichterung zu bringen. Sie entschloß sich zuletzt, für längere Zeit auf das Leben in Paris zu verzichten, so angenehm ihr auch der Verkehr mit den Freunden war, so reiche Anregung sie dort immer fand. Sie blieb den Winter 1689 über auf ihrem Gut in der Bretagne, wo sie sparen konnte. Die Pariser Bekannten schrieen freilich vor Schrecken auf, als sie von diesem Vorhaben hörten. „Verlassen Sie doch Les Rochers, der Ort ist zu feucht", schrieb man ihr. „Selbst feucht!" antwortete Frau von Sévigné, „wir sind ja auf einer Anhöhe. Es ist, als wenn Sie vom feuchten Montmartre redeten." Eine andere Freundin, die Gräfin La Fayette, bot ihr auf diskrete Weise Geld an, hatte aber auch keinen Erfolg. Frau von

---

der Double, eine Kupfermünze mit dem Bild des Königs, und hatte den Werth von zwei Pfennigen.

*) Näheres darüber in dem nächstfolgenden Aufsatz: „Des Hauses Grignan Glück und Ende".

Sévigné lehnte dankend ab. Sie fand bald, daß es auch im Winter auf dem Land schön ist. „Die Wälder sind jetzt ganz von der Sonne durchstrahlt, wenn sie scheint“, schrieb sie. „Die Erde ist trocken und auf unserer ‚Place Madame‘ brennt die Sonne am Mittag*); am Ende einer großen Allee thut die Abendsonne Wunder, und wenn es regnet, haben wir ein schönes Zimmer mit einem großen Feuer. Oft auch zwei Spieltische, wie jetzt. Ich habe viel Besuch, aber er stört mich nicht; ich thue, was ich will. Und wenn Niemand da, ist es noch hübscher, denn wir lesen gern und ziehen das allem Andern vor.“

Der Besuch, von dem sie da sprach, war nicht allein Besuch aus der Nachbarschaft, über den sie sich schon früher ausgesprochen hatte. Es war Besuch angenehmer, gebildeter Gäste, und die Plaudereien, die sie in Paris nicht haben konnte, fanden sich nun auch in Les Rochers. „Graf d'Estrées hat hier zu Abend gegessen und ist über Nacht geblieben“, erzählte sie ihrer Tochter im Brief vom 20. November 1689. „Ich fand ihn hübsch und lebhaft; er hat einen vornehmen Geist und versteht so viel von Wissenschaft und Literatur, daß ich verleitet wäre, ihn zu den

---

*) Die „Place Madame“ im Park zu Les Rochers bot eine schöne Aussicht auf die Umgegend.

Menschen zu rechnen, die wegen ihres schöngeistigen Wesens nicht weiter kommen, wenn er nicht so großen Ruf zu Wasser und zu Land hätte*). Aber er versteht sehr gut, eins mit dem andern zu verbinden, freilich auf Kosten seiner Nächte, die er mit Lesen verbringt. Es war ein Vergnügen, ihn mit meinem Sohn über alte und neue Dichter, über Geschichte und Moral reden zu hören. Den Unwissenden, den Grafen G. und den Grafen R. und ihren Witzen wurde der Krieg gemacht. Wir lachten herzlich, und der Abend verging aufs Angenehmste." Ein ander Mal erfahren wir, daß es ernstliche Debatten über die Cartesianische Philosophie gab. Baron Sévigné, der Sohn der Marquise, war Cartesianer und stritt gern mit dem Grafen Montmoron, einem Verwandten, der ein ausgesprochener Gegner Descartes' war. Da wechselte man eifrig Rede und Gegenrede. Frau von Sévigné selbst hörte zu und unterhielt sich vortrefflich, denn so bezaubernd sie zu plaudern wußte, so gut verstand sie auch zuzuhören.

Niemand, der die Marquise kennen gelernt hat, wird ihr gram sein. Doch es war nicht unsere Absicht, hier ihren Charakter und ihre Lebensschicksale

*) Graf Viktor Marie von Estrées wurde später Marschall und führte dann den Namen von Coeuvres.

zu schildern. Dazu bedarf es mehr Raums, und wir verweisen auf den dritten Band unserer französischen Literaturgeschichte, wo ihr ein ausführlicher Abschnitt gewidmet ist. Für diesmal wollten wir nur einige Skizzen aus dem Landleben einer vornehmen Dame im 17. Jahrhundert vorlegen, — Skizzen, die naturgetreu und frisch sind, wie wir ja sagen dürfen, da sie nicht von uns, sondern von einer berühmten Schriftstellerin gezeichnet sind, von Frau von Sévigné selbst.

Des Hauses Grignan
Glück und Ende.

Wie Frau von Sévigné sich die Zuneigung aller Menschen, mit welchen sie verkehrte, zu erwerben wußte, so gewinnt sie auch heute noch die Sympathie Derer, die sich mit ihren Briefen genauer beschäftigen. Das Interesse, das wir für die liebenswürdige Marquise empfinden, übertragen wir darum auch auf ihre Angehörigen, die ihr so theuer waren, und wir fragen nach den weiteren Schicksalen derselben, vor Allem nach dem Loos, das ihrer Tochter, der Gräfin Grignan, beschieden war.

Daß Graf Grignan während der letzten Lebensjahre seiner Schwiegermutter von schweren Sorgen bedrängt wurde, können wir schon aus den Briefen der letzteren ersehen. Aber diese verstummen plötzlich, und man muß sich nach andern Dokumenten und Mittheilungen umsehen, wenn man die Schicksale des Hauses Grignan verfolgen will. Leider führen die weiteren Nachforschungen zu einem unerfreulichen Ergebnis, denn sie zeigen uns den Untergang des stolzen Geschlechts. Von diesem Ende der Familie Grignan erzählt die folgende Geschichte.

Sie ist zwar einfach und berichtet nur von einer Finanzkatastrophe, wie sie ähnlich schon manche vornehme Familie betroffen hat, aber sie trägt doch einen ungewöhnlichen, fast tragischen Charakter. Denn wenn auch eigene Schuld das Verhängnis herbeirief, ist es doch klar, daß die allgemeinen Verhältnisse, die Zwangslage, in der sich der französische Adel damals befand, wesentlich dazu beitrugen, das traurige Ende der Grignan zu beschleunigen. Wir werden sehen, wie ein altes Geschlecht in mißlicher Vermögenslage sich vergebens bemüht, den Schein zu wahren und den Glanz des Hauses zu retten; wie die Despotie des königlichen Willens fortwährend Opfer erheischt und den gehorsamen Diener, der sein einziges Heil von der Gnade des Monarchen erwartet, zuletzt unter der erdrückenden Last zusammenbrechen läßt.

Die Geschichte dieses einen Geschlechtes ist aber gleichzeitig die Geschichte vieler andern französischen Familien. Man erschrickt, wenn man bei näherer Betrachtung sieht, wie zerrüttet die Verhältnisse des hohen Adels in Frankreich schon in der letzten Zeit Ludwigs XIV. waren. —

Zwischen Valence und Avignon, etwas östlich von der Rhone, sieht man heute noch auf einem steil emporragenden Felsenplateau die Ruinen eines um-

fangreichen Schlosses, das einst die Ebene ringsum und das Städtchen zu seinen Füßen beherrschte. Die Reste, die noch stehen, erzählen von einstiger Größe und Pracht. Hier erhob sich in früheren Jahrhunderten Schloß Grignan, der Stammsitz der Adhémar-Grignan, die zu den vornehmsten Geschlechtern der Provence zählten. „Mai d'hounour que d'hounours“ — „mehr Ehre als Ehren“, war der Wahlspruch der Adhémar, die sich rühmten, von jenem Grafen Adhémar von Genua abzustammen, der zur Zeit Karls des Großen die Sarazenen auf der Insel Korsika bekämpfte und auch als Stammvater des Hauses Oranien gilt. Jedenfalls war das Geschlecht der Adhémar schon im 11. Jahrhundert in der Provence mächtig. Ein Adhémar oder Aymar war Bischof von Puy und gehörte zu den eifrigsten Förderern des ersten Kreuzzugs, den er selbst mitmachte und auf dem er seinen Tod fand. Kaiser Friedrich der Rothbart ertheilte den Adhémars das Recht Geld zu prägen, und bald erwarben diese auch die Würde eines Vicegrafen von Marseille. Das war noch die Zeit, da die Provence ein selbständiges Leben führte. Doch als Ludwig XI. seine schwere Hand auf sie legte und die schöne Provinz mit Frankreich vereinigte, war es um deren alte Verfassung gethan. Ludwig brach die Macht der Feudalherren, die ihre Träume von Souveränetät

aufgeben mußten. Im 16. Jahrhundert blieb von dem Geschlecht der Adhémar nur eine Erbtochter, Blanche, die durch ihre Heirath mit einem Baron Castellane, aus einem nicht minder alten Haus, diesem alle Güter und Titel ihrer Familie zubrachte. Selbst den Namen Adhémar führten ihre Nachkommen weiter. Zum Besitz derselben gehörte auch die Baronie Grignan, welche 1558 von König Heinrich II. zur Grafschaft erhoben wurde und fortan den Hauptnamen der Familie bildete.

Die Grafen von Grignan widmeten sich seitdem fast immer dem Dienst der Könige, zumeist als Kriegsleute, doch werden einige von ihnen auch als hohe Verwaltungsbeamte genannt. Einer derselben regirte am Schluß des 16. Jahrhunderts die Provence als Statthalter.

Zur Zeit Ludwig XIV. war Graf François Adhémar von Grignan das Haupt der Familie. Früher Oberst des Regiments „Royal Champagne", lebte er in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts zu Paris und verkehrte bei Hof, ohne ein besondres Amt zu haben und, wie es schien, auch ohne großen Ehrgeiz, ein Freund der Musik und des geselligen Lebens.

Sein Name wäre in der Geschichte kaum genannt worden, wenn er sich nicht im Jahr 1669 in dritter Ehe mit dem Fräulein von Sévigné vermählt hätte

und durch die Briefe seiner Schwiegermutter auch den späteren Zeiten bekannt geworden wäre. Der Abschluß dieser Ehe des Grafen überraschte und erschreckte die Freunde der Familie Sévigné. Denn der Graf war nicht allein um vieles älter, — er war etwa 40 Jahre alt, während seine Braut erst 23 zählte — er war auch stark verschuldet. Wenn die Marquise von Sévigné sich trotzdem entschloß, ihm ihre Tochter zu geben, so hatte dies seinen Grund in der Hoffnung, die sie hegte, die junge Frau auf diese Weise immer in Paris in ihrer Nähe zu behalten. Sie gab ihrer Tochter eine Mitgift von 200 000 Livres, fast eine Million nach heutigem Geldwerth, und eine Klausel des Heirathskontrakts bestimmte, daß 180 000 Livres davon zur Bezahlung der alten Schulden des Grafen verwendet werden sollten.

Das war ein schlimmer Beginn für den jungen Haushalt. Der Graf war gutmüthig, freundlich, aber verschwenderisch und verlor große Summen am Spieltisch. Er war wie viele seiner Standesgenossen, und hätte wohl auch, trotz seiner offenen Hand und seiner stets wachsenden Schulden, seine Stellung behauptet, wenn er nicht bald nach seiner Verheirathung vom König als Statthalter in die Provence geschickt worden wäre*). Frau von Sévigné war untröstlich über

*) Als lieutenant-général hatte Grignan zwar nicht

diese Ernennung, die doch nicht zurückgewiesen werden konnte, die sie aber für immer von ihrer Tochter trennte. Fortan suchte sie sich, wie bekannt, durch eine unermüdliche Korrespondenz mit derselben zu entschädigen, und ihre Briefe haben nicht allein sie selbst berühmt gemacht, sie haben auch das Interesse an ihrer Familie und ihren Bekannten lebendig erhalten, da man auch deren Schicksale darin verfolgen kann*).

Die Berufung auf einen hohen Vertrauensposten, die andern Männern zum Ausbau ihres Glücks oft so erwünscht ist, erwies sich für den Grafen Grignan als verderblich. Zwar erwarb er des Königs Zufriedenheit und erfreute sich auch in seiner Provinz ziemlicher Beliebtheit, aber er erreichte dieses Ziel nur durch persönliche Opfer. Das Amt des Statthalters kostete ihn unendlich viel mehr, als es ihm eintrug. Der König verlangte glänzende Repräsentation von seinem Stellvertreter. Niemand durfte zögern, sich in Unkosten zu stürzen, sobald es seinem Dienst galt, und es schmeichelte ohnehin dem gräf-

---

den vollen Rang eines Statthalters, aber doch dessen Funktionen.

*) Außer den Briefen der Sévigné ist hier noch besonders ein Werk zu citiren, das sich speziell mit dem letzten Sproß der Grignan beschäftigt: Le Marquis de Grignan par Fr. Masson. Paris, Plon, 1882.

lichen Ehepaar, unbestritten als die erste Familie der Provence dazustehen. So wurde denn in Schloß Grignan gebaut, neu eingerichtet, Alles fürstlich hergestellt. Der Graf hatte fast königlichen Hofhalt, immer offene Tafel, an der sich, wie Frau von Sévigné kopfschüttelnd bemerkte, auch später noch, als man sparen wollte, gewöhnlich hundert Personen zusammenfanden*). Das Schloß wurde nicht leer von Gästen. Graf Grignan bewirthete die Landstände, um sie für die königlichen Geldforderungen nachgiebig zu stimmen, er versammelte den Adel der Provinz um sich zu glänzenden Festen; durchreisende Fürsten und Herren stiegen bei ihm ab, und Leute, die eine entfernte Verwandtschaft mit ihm geltend machten, quartirten sich bei ihm ein, schmarotzten lange auf seine Kosten. Es war schön auf Schloß Grignan mit den breiten Terrassen und dem herrlichen Blick auf das weite Rhonethal, das im Norden und Osten von den Alpen, im Westen von den Cevennen begrenzt wurde. Die „Regentin der Provence", wie Frau von Grignan öfters, halb scherzhaft, halb ernsthaft, von ihrer Mutter genannt wurde, verstand vortrefflich zu repräsentiren. Eine stolze Schönheit, fein gebildet, mit durchdringend skeptischem Verstand, war sie für

*) Brief der Frau von Sévigné vom 20. Novbr. 1689.

eine solche Stellung wie geschaffen. Neben einer zahlreichen Dienerschaft hielt der Graf noch eine eigne Garde, eine Musikbande, und sein Marstall war dem glänzenden Leben entsprechend. Rief ihn sein Amt nach Aix, der Hauptstadt der Provence, oder — da der Landtag den Ort seiner Zusammenkunft wechselte, — in andere Städte des Landes, überall erschien er als der gastfreie Mann, das Haupt der Provinz. Dazu kamen noch die Reisen, zumal die größeren Reisen nach Paris, die von Zeit zu Zeit nöthig schienen. Man zog dabei in großer Karawane, besonders wenn die Gräfin ihren Gemahl begleitete. Dann brauchte man einen Troß von Dienern, mehrere Reisewagen, Packpferde, gelegentlich auch Schiffe ꝛc. Der Graf konnte diesen Aufwand unmöglich mit seinen Einkünften bestreiten, rief also fremdes Geld zu Hilfe. Schulden machen hatte er ja früher vortrefflich gelernt, und wenn ihm die Mitgift seiner Frau erlaubt hatte, einen Theil der früheren Schulden zu tilgen, so hatte sie ihm auch den Muth gegeben, wieder neue zu machen. Bald waren die Güter abermals mit Hypotheken überbürdet; das Heirathsgut von 40000 Thalern*), das die erste Frau mit in die Ehe gebracht hatte und das für deren Tochter aufbewahrt bleiben sollte, war schon

*) Ein Thaler (Ecu) war 3 Livres werth und repräsentirte wenigstens 10 Franken nach dem heutigen Geldwerth.

längst verbraucht. Die wohlhabenden Verwandten mußten borgen, und als diese nichts mehr geben konnten, lieh man bei Fremden, begnügte sich oft mit kleinen Summen, einigen tausend Livres, wenn man nicht mehr erhalten konnte. Und warum dieses wahnsinnige Treiben? Es war nicht allein Eitelkeit, welche das gräfliche Paar dazu veranlaßte, sondern Rücksicht auf den Willen des Königs. Graf Grignan wußte, daß er sich seines Monarchen Zufriedenheit erwarb, wenn er ihn recht glänzend vertrat, und er rechnete darauf, daß ihm Alles doppelt und dreifach ersetzt würde. Die Herzogskrone leuchtete verlockend am Ende des mühsamen Wegs, die Pairie von Frankreich war das Ziel des Grafen. Er spielte ein hohes Spiel und setzte sein Alles auf eine einzige Karte, auf die Gnade des Königs. Und wenn er selbst und seine stolze Frau sich des Lohnes nicht mehr erfreuen könnten, so hätten sie sich für die Größe ihrer Familie, für die Nachkommen geopfert!

Mit solchen Ideen war der Graf freilich weit abgekommen von dem Grundsatz der Adhémar: „Mai d'hounour que d'hounours!“ Doch er machte mit seinen Anschauungen keine Ausnahme, die Mehrzahl der aristokratischen Geschlechter folgten ähnlichen Grundsätzen. „Sire“, sagte einer der Höflinge, Herr von Vardes, eines Tags zu König Ludwig, „wenn

man fern von Eurer Majestät lebt, ist man nicht allein unglücklich, man wird auch lächerlich.“ Und Saint-Simon faßte sein Urtheil über den französischen hohen Adel in dem folgenden bitteren Satz zusammen: „Die meisten Familien waren in Folge der inneren Unruhen erschöpft und ruinirt, sie sahen sich zur Unterwürfigkeit gezwungen. Ihre Söhne, uneinig, zerfallen, unwissend, nur frivolem Leben, dem Vergnügen und der Verschwendung sich hingebend, verfielen der Knechtschaft und kannten nur höfischen Ehrgeiz.“

Im Jahre 1671 genas die Gräfin Grignan eines Sohnes, bei dessen Taufe die Stände der Provence zu Gevatter standen, und der den stolzen Namen Ludwig Provence Adhémar von Monteil von Grignan erhielt. Er blieb der einzige männliche Sproß des Grafen, denn ein zweiter Sohn starb bald nach der Geburt. Auf den jungen „Marquis“, wie jener Pate der Provence genannt wurde, konzentrirten sich darum alle Hoffnungen der Familie. Von Kindheit an wurde derselbe für seinen späteren Beruf erzogen. Und welch anderer Weg schien damals für den jungen Aristokraten möglich, als die Doppellaufbahn eines Höflings und Soldaten? Ihn dafür tüchtig zu machen, war die Aufgabe der Erziehung. Er mußte verstehen zu reiten und zu fechten, mußte aber andrerseits auch lernen, sich bei Hof zu benehmen, — eine Kunst, die

ihre strengen Regeln und ihre Geheimnisse hat und angebornes Talent erfordert, wie jede andre. Die Erziehung des jungen Marquis wurde denn auch ganz nach diesen Erfordernissen eingerichtet. Man hielt dem Knaben einen Erzieher, sogar einen deutschen Lehrer, da die Kenntnis der deutschen Sprache damals wichtig schien; aber von gründlicher Bildung war nicht die Rede. Wenn auch die Gräfin Grignan, gleich ihrer Mutter, eine Frau von reichem Wissen war, so erwies sich doch die Macht der Verhältnisse und Vorurtheile zu groß.

Während des Karnevals des Jahres 1685 wurde in Versailles ein Maskenfest veranstaltet, und der vierzehnjährige Marquis, den seine Mutter bei Hofe vorgestellt hatte, tanzte dabei in dem freilich sehr civilisirten Kostüm eines Indianerhäuptlings vor den Augen des Königs, der ihm gnädig zulächelte und seine Anmuth belobte.

Das war ein großer Tag für den kleinen Marquis und dessen gesammte Familie. Der König hatte ein vortreffliches Gedächtnis und vergaß derlei Leistungen nicht. Aber nun begannen neue Opfer für die Eltern. Der Knabe mußte in Paris bleiben, um seine Ausbildung zu vollenden, und sich von Zeit zu Zeit bei Hof zu zeigen. König Ludwig zürnte jedem Adligen, der das Leben auf seinen Gütern und

die Sorge für seine Interessen dem kostspieligen, und unthätigen Leben in der Residenz vorzog. Er verlangte, daß die Söhne der vornehmen Familien in frühester Jugend in seinen Dienst bei Hof traten, ohne zu beachten, wie gefährlich diese glänzende und innerlich doch korrumpirte Welt für die meisten jungen Leute sein mußte. Er heischte ferner, daß der Adel, gleich der Ritterschaft früherer Zeiten, jederzeit für seinen König ins Feld zu ziehen bereit sei. Das war ein altes Recht, eine alte Pflicht, die durch viele andere Gerechtsame und Privilegien erkauft worden war, und der sich der französische Adel auch nicht entzog. Ludwig XIV. verbrauchte, wie später Napoleon, die Menschen massenhaft, und die Blüte der französischen Aristokratie hat auf den Schlachtfeldern ihr Blut verspritzt.

Als der Krieg von 1688 ausbrach, jener schändliche Krieg, der zu der Verwüstung der Pfalz führte, schloß sich der noch nicht siebzehnjährige Grignan als Freiwilliger dem Heere an und trat in das Regiment „Royal Champagne" ein, das sein Vater früher befehligt hatte. Und er hatte Glück, der junge Marquis. Bei der Belagerung von Mannheim brachte ihm ein Bombensplitter eine Kontusion am Schenkel. Die Wunde war ganz unbedeutend, aber erlaubte doch, ihn zu nennen. Selbst der König sprach von ihm,

und als der junge Held im Dezember nach Paris zurückkehrte, hatte man ihm schon für eine Hauptmannsstelle gesorgt. Frau von Sévigné empfing ihn mit großmütterlicher Freude und voll Stolz über seine Haltung. Ihr Brief vom 8. Dezember 1688 legt diese Empfindungen in gewinnender Weise an den Tag. „Der kleine Spitzbube hatte uns seine Ankunft für gestern gemeldet“, schrieb sie ihrer Tochter, „kam aber wie ein rechter Leichtfuß schon vorgestern um sieben Uhr Abends, als ich noch nicht zu Hause war. Sein Onkel empfing ihn und freute sich, ihn zu sehen. Als ich zurückkam, fand ich ihn heiter und hübsch; er umarmte mich herzlich fünf oder sechs mal, und während er mir die Hände küssen wollte, suchte ich nach seinen Wangen — so gab es Kampf zwischen uns. Aber endlich packte ich seinen Kopf und küßte ihn nach Herzenslust ab. Dann wollte ich auch seine Kontusion sehen, aber da sie, mit Verlaub zu sagen, auf der linken Hüfte ist, hielt ich es doch für unpassend, ihn die Hosen öffnen zu lassen. Den ganzen Abend verplauderten wir mit dem kleinen Gevatter; er möchte seine liebe Mama wiedersehen, aber der Stand eines Kriegers ist so ernst, daß man nichts zu bitten wagt“ u. s. w. Natürlich muß der Marquis dem König seine Ehrfurcht erweisen. Er begiebt sich nach Versailles und wartet dort mit den anderen

Höflingen, bis der Herrscher erscheint. König Ludwig kommt von einem Besuch bei Frau von Maintenon zurück; sein Blick fällt im Vorbeigehen auf den jungen Grignan, er erkennt ihn, neigt das Haupt ein wenig und lächelt ihm zu. Das war schon viel. Und während der neugebackene Hauptmann seinen weiteren Pflichten bei Hof nachgeht, Besuche macht, sich vorstellt, sich bedankt und für die Zukunft empfiehlt, arbeitet seine Mutter unterdessen an seiner Ausstattung. Denn so einfach wie heute ging es damals nicht zu, wenn man Hauptmann wurde, zudem Hauptmann in dem stattlichen Chevaulegers-Regiment „Grignan", das von dem Chevalier von Grignan, dem Bruder des Grafen, befehligt wurde. Hauptmann zu werden, kostete viel Geld, denn der Hauptmann mußte seine Kompagnie selbst formiren, wenn er sie nicht mit Erlaubnis des Königs einem andern Hauptmann abkaufen konnte. Er mußte Leute anwerben, schöne Männer wo möglich, und alle von gleicher Statur, mußte sie uniformiren, sogar die Pferde liefern. Die Gräfin Grignan sorgte vortrefflich für alle diese Punkte; die Kompagnie ihres Sohnes galt als die stattlichste des Regiments, alle Pferde waren gleichfarbige schöne Thiere und die Mannschaft vortrefflich ausgerüstet. Im März 1689 zog der Marquis aufs neue zu Feld und zwar wieder an den Rhein. Allein

so sehr er die Gelegenheit, sich hervorzuthun, herbeiwünschte, er fand sie nicht. Seine Laufbahn wurde dadurch freilich nicht beeinträchtigt. Wer Glück hatte und vornehmer Geburt war, avancirte damals rasch. Noch in demselben Jahre wurde aus dem Hauptmann ein Oberst. Der Chevalier von Grignan litt so stark an der Gicht, daß er sein Regiment nicht mehr führen konnte und um seine Entlassung bitten mußte. Was Wunder, daß die Familie daran dachte, ihm den Neffen als Nachfolger zu geben! König Ludwig genehmigte auch gnädigst diesen Wechsel, aber die Schwierigkeit lag in den Kosten. Die Stelle mußte mit zweitausend Louisdor — nach anderen Angaben nur zweitausend Pistolen*) — dem früheren Besitzer abgelöst werden. Allerdings war der Chevalier der Vorgänger, aber dieser schuldete selbst noch einen großen Theil der Kaufsumme und konnte bei seiner Mittellosigkeit nicht so leicht auf die Bezahlung verzichten. Dennoch brachte er der Familie dieses Opfer. Er verbürgte sich selbst für seinen Neffen, damit dieser das nöthige Geld leihen konnte, stürzte sich also in Schulden, statt durch den Verkauf des Regiments seine Verhältnisse

*) Die Pistole, eine spanische Goldmünze, hatte einen Werth von 10 Livres. Man rechnete in Frankreich eine Zeit lang nach Pistolen, ohne daß die Münze selbst viel in Umlauf gewesen wäre.

etwas zu verbessern. Allein damit war es nicht genug. Ein Oberst brauchte auch etwas Taschengeld, zum wenigsten tausend Livres monatlich neben dem Gehalt, der oft nicht gezahlt wurde. Ein Oberst mußte ja repräsentiren, seine Offiziere bewirthen, und ein Grignan durfte sich nicht geizig erweisen. Der Luxus war in der Armee so eingerissen, daß die Offiziere im Lager einander zu glänzenden Gelagen einluden, selbst in den Laufgräben damit renommirten, wenn sie gerade eine feindliche Festung belagerten. Saint-Simon erzählt von dem Luxus, dem Glanz der Waffen, der Pferde und des höfischen Putzes, mit welchem die Offiziere während der Manöver 1698 einander zu überbieten suchten. „Es gab kein Regiment, das nicht für viele Jahre ruinirt gewesen wäre", sagte er. Die Gräfin Grignan war also noch verhältnismäßig sparsam, wenn sie ihrem Sohn ein Silberservice für viertausend Livres kaufen wollte. Ein Verbot des Königs, Silbergeschirr zu gebrauchen, kam allerdings gerade zur rechten Zeit, um diese Ausgabe zu verhindern, allein gespart wurden die viertausend Livres nicht, denn sie dienten nun dazu, die sonstige Ausstattung des jungen Obristen zu vervollständigen. Um die großen Kosten der Ausstattung zu vermindern, erhielt Grignan die Erlaubnis, seine Kompagnie zu verkaufen. Aber Niemand wollte sie,

und man war froh, als man sie endlich für neuntausend Livres losschlug, die aber kreditirt werden mußten. Unter äußerem Glanz war das Elend groß! Doch der junge Oberst war gar schmuck anzuschauen in seinem Koller von gelbem Leder, über dem er eine hellgraue Uniform mit Scharlachaufschlägen und Scharlachbesatz trug. Ein Oberst von achtzehn Jahren! Aber warum nicht? Ein Herzog von La Rochefoucauld hatte mit dreizehn Jahren als Oberst an der Belagerung von Casale theilgenommen, und ähnliche Beispiele wären manche anzuführen.

Die älteren Offiziere, erfahrene Kriegsleute, die aber wegen ihrer weniger vornehmen Geburt zu den höheren Stellen nicht zugelassen wurden, murrten wohl oft genug und fanden zeitweilig eine Genugthuung darin, ihre unbärtigen Vorgesetzten der Unerfahrenheit zu überführen. Die Briefe des Barons Sévigné an seine Schwester Grignan zeigen, daß die Familie sich der Schwierigkeiten, die den Marquis erwarteten, sehr wohl bewußt war. Zuerst kamen die Glückwünsche von Seiten des einst so heiteren Mannes. „Ich habe mit Vergnügen vernommen“, schrieb er den 20. November 1689 an die Gräfin, „daß ich Onkel eines Obersten werden soll; vielleicht werde ich bald auch Großonkel! Ich werde mich über solche Beleidigung trösten, weil sie Dich auch trifft.“ Dann

aber wird sein Ton ernster. „Ich gestehe, daß mir Dein Kind sehr jung, sehr unerfahren und sehr wenig geeignet erscheint, eine so schwere Last zu übernehmen: mit achtzehn Jahren ein Regiment von zwölf Kompagnien! Wird er freundlich sein? Dann wird man ihn für einen Schafskopf halten und ihn danach behandeln. Wird er streng und stolz sein? Dann aber sorge er ja immer Recht zu haben, denn als Vorgesetzter reden und Unrecht haben, führt zu großen Demüthigungen . . . Mit einem Wort, ich beklage ihn. Er ist zu früh befördert worden, und das wird ihn unglücklich machen.“ (Brief vom 22. Januar 1690.)

Eine andre Stelle desselben Briefes zeigt aber, daß ihn die pekuniären Verhältnisse seiner Schwester noch mehr besorgt machten. Während Graf Grignan in der Verwaltung der Provinz sich nicht ungeschickt erwies und die Zufriedenheit des Königs erwarb, zeigte er ein wahrhaftes Genie in der Art, wie er sein Privatvermögen verschwendete. Im Herbst 1688 ließ Ludwig XIV., der mit dem päpstlichen Stuhl in Streit gerathen war, Avignon besetzen, und Grignan erhielt den Auftrag, das okkupirte Gebiet zu verwalten. Er bezog dafür jährlich 20 000 Livres, brachte es aber fertig, sie im Spiel und in glänzenden Festen, die er in Avignon veranstaltete, zu vergeuden, statt

mit dieser unverhofften Mehreinnahme seine dringendsten Schulden zu bezahlen. Und doch war er so weit, daß er damals bereits von den Tuchhändlern, Schneidern und anderen Geschäftsleuten, die er seit lange nicht bezahlte, bei Gericht verklagt wurde. Eine Modistin, Madame Reinié, reiste von Paris nach Grignan, um ihr Geld zu retten, und man durfte die kühne Frau nicht einmal zur Treppe hinabwerfen lassen, wie man gewiß am liebsten gethan hätte, sondern mußte sie freundlich behandeln! Um sich einigermaßen Ruhe zu verschaffen, wies der Graf seinen Gläubigern sein Gehalt auf zwei Jahre an, was die Schwiegermutter zu dem entsetzten Ausruf brachte: „Solche Verschwendung hat man noch nie erlebt! man ist wohl manchmal etwas in Unordnung, aber sich so zu ruiniren, das sollte doch nicht vorkommen! .... Ich bewundere nur, daß ihr bei all den Aufregungen gesund bleibt!“ (Brief vom 1. Februar 1690.) Sie selbst konnte schon nicht mehr helfen, und auch ihr Sohn war nicht in der Lage dazu. Auch er hatte schon viel gegeben, aber das Geld wurde in den bösen Kriegszeiten immer seltener. Die Güter brachten nichts mehr ein, denn die Leute konnten nicht zahlen. „Ich versichere Dich, mein liebes Schwesterchen, daß ich Dir durch sprechende Beweise zeigen würde, wie sehr mir Alles am Herzen liegt, was Dich

berührt, — wenn ich nur das Vermögen hätte, das ich haben sollte, d. h. wenn Ländereien noch Werth hätten und nicht bloß eine Illusion von Reichthum gäben. Aber, meine Schönste, ich lebe hier zwar unter Leuten, die ich ins Gefängnis schicken kann, die in meinen Häusern wohnen und für mich zu Gott beten, — wie sie wenigstens behaupten; die mich aber gleichzeitig versichern, daß an Geld nicht zu denken sei. Das ist meine Lage." Ähnlich stand es auch mit den Einkünften, die Graf Grignan von seinen Gütern beziehen sollte. Es liegen keine bestimmten Angaben hierüber vor, aber da ganz Frankreich unter den Folgen der Kriegslust und der Verschwendung des Königs litt, kann die Provence keine Ausnahme gebildet haben. Ein so sorgloser Herr, wie Grignan, hatte selbst in guten Zeiten nicht viel Gewinn. Bei ihm herrschte, wie man wohl annehmen darf, mehr oder weniger Raubbau vor, und die Zerrüttung des Vermögens mag auch mannigfache Unordnungen in der Verwaltung der Güter veranlaßt haben.

Die Lage des Grafen gestaltete sich so trostlos, daß Frau von Sévigné schon an die Verpfändung, vielleicht gar an den Verkauf ihres väterlichen Schlosses und Erbgutes Bourbilly in Burgund dachte. „Es giebt Zeiten, liebe Tochter, in welchen keine Rücksicht walten kann", schrieb sie. „Vergiß nicht, daß Bour-

billy Dein ist. Ich hatte es immer für den ärgsten Durst aufgespart, aber schlimmeren Durst als jetzt kannst Du gar nicht leiden."

Die arme Marquise schrieb manchmal ganz verzweifelt. So heißt es in einem Brief vom 1. April 1689: „Ich sage nichts über die Berechnungen, die Ihr gemacht habt, nichs über Eure furchtbaren Schulden und maßlosen Ausgaben. Hundertzwanzigtausend Livres! Bei Euch giebt es keine Grenze mehr; wenn zwei Verschwender zusammen sind, von denen der Eine Alles will und die Andere Alles billigt, da muß die Welt zu Grunde gehen! Und war die Größe und Macht Eures Hauses nicht eine Welt? . . . . Wenn man Euch lieb hat, kann man nicht zufrieden sein. Ich weiß nicht, was für eine Art Freundschaft die Andern für Euch haben; man bedrückt Euch, erdrosselt Euch, und schreit über die Verschwendung, zu der man Euch doch selbst veranlaßt."

Wir haben schon im vorhergehenden Abschnitt erzählt, daß Frau von Sévigné den Winter des Jahres 1689—90 auf ihrem Gut in der Bretagne verbrachte, und sich weigerte, von der Gräfin La Fayette ein Darlehn anzunehmen, das ihr den Aufenthalt in Paris ermöglichen sollte. Sie berichtete darüber ihrer Tochter, aber in scherzhaftem Ton, um sie nicht zu kränken. Denn Frau von Grignan war

doch an der Verarmung ihrer Mutter schuld. Aber in Grignan hatte man schon Schlimmeres gekostet und war im Begriff, den stolzen Sinn noch mehr zu beugen.

Der Marquis stand nun im Alter, daß er heirathen konnte. Er war der einzige männliche Sproß der Familie und wie leicht konnte eine feindliche Kugel ihn dahin raffen! Dann stand das Haus Grignan vor seinem Ende. Der Marquis mußte also eine Frau suchen, dabei aber die Gelegenheit benutzen und eine recht große Mitgift heimbringen. Noch gab es ja vornehme Familien, die nicht ruinirt waren. Allein nun kamen bittere Erfahrungen für den Grafen. Wohin er sich wandte, wo er anklopfen ließ, fand er eine ablehnende Haltung. Niemand scheint der Zukunft getraut zu haben, niemand wollte seine Tochter in so zerrüttete Verhältnisse eintreten lassen.

Während der junge Marquis an der Spitze seines Regiments im Felde stand, quälten sich die Eltern ab, eine passende Partie für ihn zu finden. Es gelang ihnen nicht, und sie mußten sich mit dem Gedanken an eine Mesalliance vertraut machen. Ganz neu war ein solcher Plan in der Familie nicht. Jahre zuvor, als Frau von Sévigné für ihren Sohn, der damals wegen seines Lebenswandels verrufen war, eine Frau suchte, hatte sie einmal ähnliche Ideen gehabt. „Ich möchte ihn mit einem kleinen Fräulein

verheiraten", hatte sie den 13. Oktober 1675 geschrieben, „das etwas jüdisches Blut in seinen Adern hat, aber die Millionen scheinen mir von gutem Haus zu sein." Was damals für ihren Sohn nur ein scherzhaft geäußerter, jedenfalls schnell aufgegebener Plan gewesen war, wurde nun für ihren Enkel fast zur Nothwendigkeit. Eine Verheiratung unter dem Stand, mit einer Bürgerlichen, bedeutete aber ein Herabsteigen der ganzen Familie, die sich damit für lange Zeiten einen Makel aufdrückte. Eine solche Ehe hatte selbst reelle Nachtheile im Gefolge, denn eine Reihe von einträglichen Stellen und Würden in Ritterorden, Domkapiteln u. s. w. war nur für Mitglieder des hohen Adels zugänglich, welche durch eine strenge Ahnenprobe die Reinheit ihres Geschlechts nachweisen konnten. Durch eine Mesalliance verloren die Grignan ihre Stellung unter den ersten Adelsfamilien des Landes, und man begreift die Schwere des Kampfes, den sie in ihrem Herzen durchzukämpfen hatten, ahnt aber auch den Druck der Verhältnisse, der sie zu solchem Entschluß bringen konnte. Hätten sie in die Zukunft blicken können! Hätten sie gewußt, wie nahe ihr Haus dem völligen Untergang stand, wie bald ein Sturmwind das Gebäude der alten Monarchie zertrümmern und gleichzeitig so viele Vorrechte des Adels hinwegfegen werde! Hätten sie geahnt, daß bald die stolzesten Söhne der alten aristo-

kratischen Familien ohne Zögern durch eine Ehe mit millionenspendenden Bürgerlichen ihren verblaßten Adelsschild wieder zu vergolden suchten, — der Entschluß wäre ihnen wohl leichter gefallen! Es war verhältnismäßig still geworden auf Schloß Grignan: die Feste waren verrauscht, die Besuche seltener. Die Sorge hatte sich dafür als steter Gast dort eingenistet. So wandte man denn die Blicke auf die Töchter der reichen Finanzleute und fand bald, was man suchte. In Paris lebte damals der Steuerpächter Saint-Amans, dessen Vater schon durch glückliche Spekulationen sich zu großem Reichthum aufgeschwungen und auch den Adel gekauft hatte. Der gute alte Herr lebte noch zu Montpellier und sollte nun mit einem Mal in Verbindung mit einer stolzen Grafenfamilie treten. Sein Sohn, der jetzt an der Spitze der Geschäfte stand, glaubte das Glück seiner Tochter, des Fräulein Anna Margarethe von Saint-Amans, zu begründen, wenn er ihr eine Grafenkrone kaufte. Aber er war doch zu erfahren, um sein Geld leichtsinnig herzugeben. Es kostete lange Verhandlungen, bis man über die Bedingungen einig war, und Graf Grignan wird dem Heiratskontrakt seines Sohnes keinen Ehrenplatz in seinem Archiv angewiesen haben. Die Hauptparagraphen desselben bestimmten, daß das Fräulein von Saint-Amans eine Mitgift von 300 000

Livres baar erhalten sollte. Der Großvater fügte dazu als Schenkung weitere 100000 Livres, deren Nutznießung er sich jedoch für die Zeit seines Lebens vorbehielt. Außerdem erhielt die junge Dame eine Ausstattung im Werth von 50000 Livres. Von der großen Mitgift aber sollten 240000 Livres vorweg zur Tilgung der dringendsten Schulden des gräflichen Ehepaars verwendet werden. Graf Grignan hatte eine ähnliche Finanzoperation schon einmal mit der Mitgift seiner Frau durchgeführt. Neu aber und bitter war die Klausel, daß nicht er, sondern Saint-Amans die nöthigen Zahlungen an die Gläubiger machen sollte. Saint-Amans forderte als Gegenleistung die Cession einiger Güter an seinen künftigen Schwiegersohn, um diesen für die Zinsen, die ihm entgingen, zu entschädigen. Von der Mitgift blieben also noch 60000 Livres, die dem Grafen übergeben wurden. Von dieser Summe durfte derselbe die Hälfte verwenden, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen. Offenbar sollte er damit kleine persönliche Verpflichtungen ablösen, während er nach sechs Monaten dokumentarisch sich über die Zahlungen auszuweisen hatte, die er mit den letzten 30000 Livres bestritten hätte. Sollte der Marquis vor seiner Frau sterben, so trat diese in den vollen Besitz des Vermögens, und Graf Grignan hatte ihr die ganze Mitgift zu ersetzen.

Man sieht, es war ein Vertrag, der den Grafen von pekuniären Lasten befreite, ihn aber moralisch demüthigte. Er hatte es nicht besser verdient. Der Marquis, der während der Verhandlungen an der Spitze seines Regiments in ferner Garnison stand, wurde nicht weiter gefragt. Auch er hatte sich für die Familie, für den Glanz des Namens zu opfern. Im Übrigen war das Opfer nicht so groß, denn das Fräulein von Saint-Amans war hübsch, gut erzogen und erst achtzehn Jahre alt. Am 1. Januar 1695 wurde der Ehekontrakt unterzeichnet und am Tag darauf die Trauung vollzogen. Frau von Sévigné, die bei der Feier anwesend war, berichtete in ihren Briefen ausführlich über dieselbe. Es ging glänzend dabei her, aber im Grunde war es doch ein trauriges Fest. Die junge Frau mochte noch so bescheiden auftreten, sie glich doch einer Feindin, welche die Kapitulation der Burg erzwungen hatte. Das junge Paar vertrug sich gut, und gegenseitige Zuneigung keimte bald in ihm auf. Aber der Marquis mußte nach kurzer Zeit wieder fort, und ließ seine junge Frau in Grignan zurück, wo sie als Gesellschaft neben einer Schwägerin nur ihre Schwiegermutter hatte, die sich in ihrem gereizten Stolz nichts weniger als liebenswürdig erwies. Es mögen, wie Masson in dem citirten Buch ausführt, Tage der Hölle gewesen sein,

welche die junge Marquise in Grignan zu verleben hatte. Acht Monate hielt sie es aus, da erschien auf ihren Hilferuf der Vater aus Paris und holte sie ab, auf Nimmerwiederkehr. (1. September 1695.) Seitdem lebte sie im Hause ihres Vaters, wo sich auch ihr Gemahl einfand, wenn sein Dienst es ihm erlaubte. Der Marquis begann auch schon Schulden zu machen und war froh, wenn sein Schwiegervater ihm Geld vorschoß. Äußerlich blieb die junge Marquise auch mit ihren Schwiegereltern auf gutem Fuß. Die Gräfin Grignan kam nach Paris und ging mit ihr sogar an den Hof. Aber gerade diese Besuche haben dem Ruf der ersteren sehr geschadet. Sie fand dabei einen strengen Richter in Saint-Simon, der ihr in wenigen Zeilen ein böses Denkmal setzte. „Wenn Frau von Grignan ihre Schwiegertochter vorstellte, entschuldigte sie sich deshalb. Sie blickte dabei mit ihren kleinen Augen recht süß und sagte in ihrer gezierten Manier, man müsse doch selbst die besten Äcker von Zeit zu Zeit düngen. Sie that sich etwas zu gut auf dieses Wort, das Jedermann frech fand, zumal sie es halblaut vor ihrer Schwiegertochter vorbrachte*)“.

Taktlos und herzlos war diese Entschuldigung gewiß, zumal es gar keiner Entschuldigung bedurft hätte. Aber die jahrelangen Aufregungen, in der die

*) Saint-Simon, Mém. IV, p. 361.

Frau lebte, dürfen wohl als ein mildernder Umstand geltend gemacht werden. Man weiß, wie sehr sie in früherer Zeit über die meisten Damen ihrer Zeit hervorragte, wie sie eine begeisterte Anhängerin der Descartes'schen Lehre war, wie fein sie über Werke des Geistes urtheilte, und die wenigen Briefe und Brieffragmente, die wir noch von ihr haben, lassen erkennen, daß sie keineswegs eine gewöhnliche Frau war*).

Eine Zeit lang war Ruhe im Schloß Grignan. Doch nicht für lange. Die Gräfin war seit Jahren leidend und erkrankte ernstlich. Zwar genas sie wieder, aber ihre Mutter, die sie pflegte, starb in Grignan an den Blattern (April 1696). Die alten Freunde gingen einer nach dem andern dahin, und ein neues Geschlecht kam zur Geltung. Dazu gab es einen andren Grund der Trauer. Die Ehe des Marquis blieb kinderlos. Der alternde Graf verlor darum freilich seine sanguinischen Hoffnungen nicht und blieb beweglich wie zuvor. Im Jahre 1700 besuchten die königlichen Prinzen, die Herzöge von Burgund und von Berry die Provence, und Grignan empfing sie an der Grenze des Landes, begleitete sie überall hin,

*) Vor Kurzem brachte die „Revue des Deux Mondes“ eine Reihe von Aufsätzen über die Gräfin Grignan, in welchen der Verfasser, P. Janet, auch für dieselbe eintrat.

bewirthete sie mehrmals in Marseille und Aix und gab ihnen ein glänzendes Ballfest. Im Oktober desselben Jahres kam die junge Königin von Spanien, Gabriele von Savoyen, auf der Durchreise nach Spanien in die Stadt Marseille, von wo aus sie die Fahrt zu Lande fortsetzte. Sie reiste inkognito, wodurch sie der Provence viele Ausgaben ersparte, aber dem Statthalter um so größere auferlegte. Denn dieser hatte nun den Hauptheil der Lasten zu tragen und sparte nichts, um den hohen Gast gebührend zu ehren. Gleichzeitig aber hörte man wieder von drückenden Geldverlegenheiten des Grafen. Doch, durfte er so niedrige Bedenken aufkommen lassen, wenn ihn königliche Prinzen und selbst Könige mit ihrem Besuch beehrten? Zwei Jahre später kam ein Sohn des Königs Ludwig, der Graf von Toulouse, und der König von Spanien selbst, der es als einen besonderen Beweis der Gnade für Grignan betrachtete, daß er bei ihm in Marseille abstieg. Wie das gräfliche Paar es anstellte, die großen Ausgaben zu bestreiten, bleibt ein Räthsel. Gewiß ist es, daß der Graf sich seines Königs höchsten Unwillen zugezogen hätte, wenn er bei diesen Gelegenheiten gespart hätte. König Ludwig fand es nur natürlich, wenn sich der Adel für ihn zu Grunde richtete und sich dadurch noch beglückt fand. Und der Adel ruinirte sich in der

That, weil er andernfalls durch geheime Machinationen noch mehr zu leiden hatte, und so wenigstens die Hoffnung behielt, durch eine plötzliche Laune des Königs gerettet zu werden. Saint-Simon sagt geradezu, daß Jeder, der dem König nicht zu Willen war, besonders wenn er sich von seinem Hof und seinem Dienst fern hielt, fortwährenden Plackereien und Verfolgungen ausgesetzt war, die ihn selbst in seinem Besitz bedrohten*).

Grignan hätte also bei dem besten Willen diesmal nicht sparen dürfen. Ohnehin hatte ihm der König kurz zuvor durch einen Erlaß an die Gerichtshöfe für einige Zeit Sicherheit vor den Gläubigern gewährt. „Da unser lieber und getreuer Graf Grignan Statthalter in unserem Land Provence ist und deshalb seinen Privatgeschäften nicht obliegen kann, so gebieten wir euch, alle gegen denselben anhängigen Prozesse drei Monate lang ruhen zu lassen, auch keine neuen Klagen während dieser Zeit gegen ihn anzunehmen.“ So ungefähr lautet das Dokument, welches das Datum des 30. November 1699 trägt**). Nun, nachdem die vielen Besuche den

*) Saint-Simon, Memoiren B. VIII, Kap. 8 bei der Charakteristik des Königs.

**) Es wird im Archiv des Ministeriums der Ausw. Angelegenheiten zu Paris aufbewahrt. Vergl. Masson S. 230, Note.

Grafen wieder mit neuen Schulden überhäuft hatten, bewilligte ihm der König eine Entschädigung von 12000 Livres, die wohl kaum die Kosten eines einzigen Besuchs zu decken vermochte. Aber dafür erwies sich Ludwig gnädig gegen den Marquis, den er schon im Jahre 1700 als außerordentlichen Gesandten nach Nancy schickte, um dem Herzog und der Herzogin von Lothringen wegen eines Todesfalls in der Familie zu kondoliren. Auch ernannte er ihn im Jahre 1702 zum Brigadier, und da der Krieg um die spanische Erbfolge ausgebrochen war, stand dem Marquis der Weg zu höheren Würden offen. Doch er sollte ihn im Gegentheil zu einem frühen Tode führen. Die Kavalleriebrigade Grignan stieß im Jahr 1704 zu der Armee des Marschalls Tallard, die in Bayern stand, und nahm Theil an der blutigen Schlacht bei Höchstädt, in welcher Prinz Eugen und Marlborough die Franzosen aufs Haupt schlugen. Grignan soll mit seinen Reitern den Rückzug der wenigen Truppen, die sich retteten, gedeckt haben. Aber seine Brigade war so decimirt, daß sie kaum noch die Stärke einer Schwadron besaß, als sie im Elsaß ankam. Man verschmolz vier Regimenter, um eine neue Brigade Grignan zu formen. Im September wurden die Trümmer der geschlagenen Armee nach Thionville geschickt. Krankheiten aller Art for-

derten noch viele Opfer unter den armen Soldaten, und auch der Marquis erlag hier, in einem Dorf bei Thionville, den Blattern. (Oktober 1704.)

Damit war das Geschick des Hauses Grignan besiegelt. Der Chevalier, des Grafen Bruder, hatte zwar noch in höherem Alter geheiratet, um das Geschlecht vor dem Aussterben zu bewahren, aber auch seine Ehe war kinderlos geblieben. Die Gräfin überlebte ihren Sohn nicht lange. Sie hatte ihr Leben verwüstet, um ihre Nachkommen groß zu machen, und nun war Alles vergebens. Sie starb im August des folgenden Jahres 1705. Der Graf dagegen bewahrte noch lange seine Lebenskraft und Frische und ließ sich von seinen Gläubigern nicht allzu sehr quälen. Als im Jahr 1707 die Kaiserlichen in der Provence eindrangen und Toulon bedrohten, zeigte sich der alte Herr als der feurigsten einen. Er ließ sein Silbergeräth — er hatte wirklich noch Silbergeräth trotz seiner Schulden — einschmelzen und Nothmünzen daraus schlagen, sammelte rasch Bewaffnete in einem befestigten Lager und hinderte die Gegner am Vormarsch, bis Marschall Tessé mit seinen Truppen ankam. An dem Gefecht, das sich dann entwickelte, nahm er ebenfalls wacker Theil und blieb über sechs Stunden zu Pferde.

Er starb den 31. Dezember 1714 zu Lambesc unweit Aix, wenige Monate vor seinem König. Die

Familie Castellane trat in die Rechte des nun erloschenen Hauses. Das Schloß Grignan fiel jedoch an die älteste Tochter des verstorbenen Grafen, Frau von Vibraye, deren Sohn auch den Titel eines Grafen Grignan führte, bis er genöthigt war, das ganze Besitzthum zu verkaufen, um die alten Schulden zu bezahlen. Seitdem wurde das Schloß vernachlässigt; es verfiel und wurde während der Revolutionsjahre ganz zerstört. Die zweite Tochter, die einzige Enkelin der Frau von Sévigné, hatte einen Marquis von Simiane geheirathet, aber auch sie hatte ihr Leben lang mit den traurigen Konsequenzen der früheren Verschwendung zu kämpfen. Sie hatte Bourbilly geerbt, mußte es aber schon 1719 verkaufen und starb in beschränkten Verhältnissen. Ihr verdankt man bekanntlich die Veröffentlichung der ersten bedeutenden Sammlung Sévigné'scher Briefe.

Die vorstehende Skizze von dem Ruin des Hauses Grignan ist die Darstellung einer Katastrophe, wie sie sich zu allen Zeiten wiederholt. Aber sie eröffnet zugleich das Verständnis für so manche Erscheinung, die sonst schwer erklärlich ist. Sie zeigt, auf welche Weise der französische Adel geschwächt wurde, warum er schon im Laufe des 18. Jahrhunderts ohne politischen Einfluß war und beim Ausbruch der großen Krise ohne nennenswerthen

Widerstand mit dem Königthum zusammenbrach. Seit mehr als hundert Jahren hatten die Bourbonen im blinden Streben nach Allgewalt jede selbständige Kraft in ihrem Lande gebrochen. Kein Wunder, daß sie sich ohne Stütze sahen, als das Sturmwetter losbrach.

Handelsfreuden früherer Tage.

Vielleicht findet sich auch heute noch irgendwo in dem Winkel eines verstaubten Komptoirs ein alter Herr, der sich nach der Epoche der Lastfuhrwagen, der Zollschranken zwischen jedem Duodezstaate und der Postkutschen mit dem gemüthlichen „Schwager" zurücksehnt. Es war ja die Zeit, da der alte Herr jung war, darum rechten wir nicht mit ihm wegen seines Geschmackes. Im Ganzen gehört der Kaufmannsstand zu den Freunden der Neuzeit mit ihren Erfindungen und ihren riesig gesteigerten Verkehrsmitteln. Zwar macht man neuerdings allerlei Versuche, die Welt ein wenig zurückzuschrauben; allein Völker, welche durch Dampfroß und Telegraph seit lange mit einander verbunden sind, lassen sich nicht ewig durch künstliche Schranken trennen. Die Zeit ist vielleicht, trotz aller Kriegsrüstungen, nicht mehr gar zu fern, wo die Stämme Europas den nationalen Hader vergessen und eine einzige große Gemeinschaft bilden werden. Kommt es dazu, so wird der Handel ein Hauptverdienst daran haben, denn er ist eins der

wirksamsten Mittel, um die Nationen einander zu nähern.

Noch sind wir nicht so weit. Um aber den Weg zu ermessen, den man in den letzten zwei Jahrhunderten zurückgelegt hat, wollen wir einen Blick auf die Handelsverhältnisse zur Zeit Ludwig XIV. werfen. Damals stand Colbert an der Spitze der französischen Verwaltung und arbeitete mit Einsicht und Energie an der Förderung aller kommerziellen und industriellen Interessen seines Landes. Frankreich hatte unter den Unruhen der Fronde schwer gelitten, aber mit der ihm eigenen Schnellkraft sich auch diesmal rasch erholt. Während der ersten zwanzig Regierungsjahre Ludwigs erfreute sich das Land einer verhältnismäßig großen Blüthe. Bei dem Aufschwung des Handels hielt Colbert unter Anderem auch die Abfassung eines neuen Handelsgesetzbuches für rathsam und berief eine Kommission von Sachverständigen, welche die gewünschten Reformen vorbereiten sollte. Das Resultat dieser Berathungen war der neue Code marchand, der 1673 publizirt wurde.

Frankreich stand damals scheinbar auf der Höhe seiner Macht und seines Glanzes. Ein Blick auf die Verhältnisse seines Handels gerade um jene Zeit wird also nicht ohne Interesse sein und zu mancher

Vergleichung einladen. Wir haben dazu einen trefflichen Führer in dem Buch „le parfait négociant“, das von einem Mitglied der oben erwähnten Kommission, Jacques Savary, veröffentlicht wurde.

Savary war im Jahre 1622 zu Douai geboren. Seine Familie gehörte zu dem wohlhabenden Bürgerstande der Stadt. Damals waren die einzelnen Klassen noch hübsch geschieden, die Gesellschaft nicht so nivellirt, wie jetzt. Vater Savary war Kaufmann, und so wurde es auch der Sohn. Gewandt und zuverlässig, sah dieser Letztere seine Unternehmungen gedeihen, sein Vermögen wachsen. Man rief ihn oft als Sachverständigen oder Schiedsrichter an. Aber es kamen böse Zeiten, die Unruhen der Fronde erschütterten den Staat, eine verwilderte Soldateska trieb sich plündernd im Land umher. Es war gerade kein Vergnügen, damals Großhändler zu sein und jeden Augenblick für die Sicherheit seiner Waaren, seiner reichgefüllten Lastwagen zu zittern, die auf allen Heerstraßen unterwegs waren. Savary gab sein Geschäft auf und trat später in die Dienste des Herzogs von Mantua (Nevers), der ihn zum Intendanten seiner in Frankreich gelegenen Güter ernannte.

Von Colbert in die Kommission für das neue Handelsgesetzbuch berufen, vertiefte er sich in das

Studium der Einrichtungen, Gebräuche und gesetzlichen Bestimmungen, die auf den Handel Bezug hatten, und gerieth auf den Gedanken, zu Nutz und Frommen der jungen Kaufleute ein Buch zu schreiben, das Alles enthielte, was denselben für ihren Beruf zu wissen nöthig wäre. So entstand sein Buch vom „perfekten Kaufmann“*), das bald als Autorität in allen kommerziellen Fragen angesehen wurde. Die erste Auflage erschien 1674, und eine deutsche Übersetzung wurde kurz darauf in Frankfurt a. M. veröffentlicht. Eine zweite Auflage folgte binnen weniger Jahre, und noch im vorigen Jahrhundert wurde das Buch mehrmals neu gedruckt. Sein Ansehen war so groß, daß seine Ausführungen von den französischen Gerichtshöfen als Norm anerkannt wurden.

Vertiefen wir uns für einige Augenblicke in die zwei schweren Quartbände. Für die Kenntnis der Verhältnisse in Europa im siebzehnten Jahrhundert bieten sie eine wichtige Fundgrube, und die Rechtsgelehrten können daraus eingehend ersehen, wie das Wechselrecht damals gestaltet war, welche Bestimmungen über Bankerott u. dergl. mehr in Geltung waren. Wir wollen uns in solche rechtshistorische Studien nicht einlassen, sondern dem dickleibigen Werke nur

---

*) Le parfait négociant, par le Sieur Jacques Savary, chez Louis Billaine. 1674.

einige Notizen entnehmen, die uns ein lebendiges Bild der früheren Zeit und der vergangenen Zustände vorzuführen im Stande sind.

Savary leitet sein Buch durch eine allgemeine Betrachtung über die Natur des Handels ein. Nach seiner naiven Meinung hat der liebe Gott bei der Erschaffung der Welt bereits an die Ladenjünglinge der Zukunft gedacht. Er hätte ja alle Güter der Erde auf jedem Fleck dieser gesegneten Kugel vereinigen können. Allein er hielt es offenbar für besser, dieselben zu vertheilen. In seiner Weisheit legte er damit den Grund zu dem Handelsverkehr, der die verschiedensten Länder mit einander in Verbindung bringt. Die Menschen sind auf den Austausch ihrer Waaren hingewiesen, und dieser bahnt wieder seinerseits die Freundschaft zwischen den einzelnen Völkern an.

Savary erweist sich bei aller Naivetät als Schlaukopf. Um die Gunst der Staatslenker zu gewinnen und deren Aufmerksamkeit auf den Handel zu ziehen, betont er den Gewinn, den die Könige aus ihm ziehen, und wie nur ein blühender Handel im Stande sei, das nöthige Geld für die Kriege zu schaffen. Savary würde sich, scheint es, auch heute nicht allzu fremd in der Welt fühlen.

Man hatte auch damals schon über Zusammenbruch der Geschäfte, Bankerott und Elend zu klagen,

und Savary bespricht den Grund dieser traurigen Verhältnisse. Er hütet sich freilich wohl, die verbrecherische Politik des ehrgeizigen Feudaladels, sowie die Kriegslust Ludwig XIV. als Hauptursache der Verarmung anzugeben; ebenso wenig beklagt er die fast unerträglichen Hemmungen, welche eine weise Staatskunst damals dem Handel auferlegte, die Zolllinien zwischen jeder Provinz, die drückenden Finanzmaßregeln, die Schwankungen des öffentlichen Kredits, den kaum verhüllten Staatsbankerott, den sich König Ludwig erlaubte. Savary's Buch wäre nicht als Autorität von den Behörden anerkannt worden, wenn er solche Ansichten geäußert hätte. Der brave Staatsbürger schrieb die Hauptschuld an der übeln Lage dem Kaufmannsstand selbst zu, der von den Traditionen der guten alten Zeit abgewichen sei. Die jungen Leute, klagt er, wollten keine rechte Lehrzeit mehr durchmachen, die Aufnahmsprüfungen in die Gilden seien nicht streng genug. Daher komme es, daß sie später ihre Geschäfte nicht verstünden, daß sie zu leichtsinnig kreditirten, besonders dem Adel, der ein schlechter Zahler sei. Das Letztere ist allerdings eine respektswidrige Äußerung, aber er macht sie wieder etwas gut, indem er seinen Kollegen vom Kaufmannsstand ihren falschen Ehrgeiz vorhält, der sie antreibe, in der Wohnung und der ganzen Lebensweise sich einen

früher nicht gekannten Luxus zu erlauben und sogar Dienerschaft zu halten. Sonst, ruft Savary, seien die jungen Kaufleute jeden Morgen zur Messe gegangen und Sonntags habe sie der Meister selbst zur Kirche geführt. Jetzt aber habe das Gift des Unglaubens auch schon die Bürgersleute ergriffen — wie könne man sich da wundern, wenn der Handel schlecht gehe. (Band I., S. 46.)

Der Verfasser des „perfekten Kaufmann" legt damit ein Zeugnis ab, das nicht übersehen werden darf. Die Regierung Ludwig XIV. suchte mit allen Mitteln die kirchliche Zucht zu stützen, eine Art offizieller Frömmigkeit zu verbreiten, und es gelang ihr auch mit Hilfe von Dragonern alle Gewissensskrupel der Unterthanen zum Schweigen zu bringen. Aber die Klage Savary's beweist, daß sich eine andere geheime Strömung im Volk entwickelte und rasch an Stärke zunahm. Sie erklärt es auch, warum die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts mit einem Male so skeptisch und rationalistisch erschienen. Als der Druck von Oben aufhörte, trat nur zu Tage, was sich schon lange in der Stille gebildet hatte.

Wir übergehen die hauptsächlichsten Abschnitte des Savary'schen Buchs, die sich auf die Geheimnisse des Wechselrechts, der Buchhaltung und anderer schönen Wissenschaften beziehen, und wählen nur die

Kapitel aus, in welchen vom Handel Frankreichs mit den einzelnen Ländern Europas und des Morgenlandes die Rede ist. Savary macht darin sehr genaue Angaben über Ein- und Ausfuhr. Leider schweigt er über die Handelsbeziehungen Frankreichs zu Deutschland. Nur die nördlichen Hansastädte werden von ihm erwähnt. Die Italiener rühmt er als die besten Kaufleute und die schlauesten Betrüger. Aber sein ganzer Groll bricht los, wenn er von seinen Nachbarn jenseits des Kanals zu reden hat. In dem Kapitel über England erhebt sich der sonst so trockne Mann fast zur Beredsamkeit. Die britischen Inseln gelten ihm offenbar als eine Vorhalle zur flammenden Hölle. Viele fremde Waaren dürfen gar nicht dort eingeführt werden, so erzählt er; andere, welchen das Land geöffnet ist, dürfen nur an bestimmte Londoner Handelsgesellschaften verkauft werden, die nach ihrer Laune den jedesmaligen Preis bestimmen. In dieser Lage waren z. B. die französischen Weine, die deshalb auch nur in geringer Quantität in England eingeführt wurden. Besonders empört war aber Savary über die Feindseligkeit, der sich die französischen Kaufleute dort ausgesetzt sahen. Man spielte ihnen wirklich oft sehr schlimm mit. Von einer „Entente cordiale" oder gar einer Allianz war damals nicht entfernt die Rede. Die beiden Völker haßten sich gegenseitig noch

gründlich, und wenn man heute die Umwandlung in dieser Stimmung sieht, darf man der Hoffnung Raum geben, es werde auch die Zeit erscheinen, wo Deutsche und Franzosen einander versöhnt die Hände reichen.

Savary ist empört darüber, daß die französischen Kaufleute das Geld, das sie in England für ihre Waaren lösen, nicht aus dem Land fortbringen dürfen. Nach den damals herrschenden nationalökonomischen Begriffen wäre das Inselreich sonst verarmt. Die Geldausfuhr war mit einer unverhältnismäßigen Abgabe belegt. Die Franzosen mußten also andere englische Waaren kaufen und durften dieselben nur von bestimmten Leuten verpacken lassen. Zudem behandelte man sie mit zweierlei Maß; beim Verkauf mußten sie das schwere „königliche Gewicht“ anwenden, kauften sie aber ein, so theilte man ihnen die Waaren nach leichterem Maß zu.

Auch persönlich sah sich der französische Kaufmann in schwieriger Lage, sobald er englischen Boden betrat. Besondere Abgaben lasteten auf ihm, er zahlte bei seiner Ankunft, zahlte bei der Abreise, zahlte auch während seines Aufenthalts besondere Steuern, und jede außerordentliche Kopfsteuer, die ausgeschrieben wurde, hatte er doppelt zu entrichten. Savary schildert, wie seine Landsleute wegen des geringsten Ver-

gehens in den Kerker geworfen und mißhandelt würden. War schon der Staat so ungastlich, so galt der Fremde dem gewöhnlichen Engländer natürlich für vogelfrei. Einen „Froschesser“ zu betrügen, war ein Spaß, fast ein patriotisches Werk. Es gehörte wahrlich für einen Franzosen Muth dazu, nach England zu gehen; der Gewinn war fraglich, die Unannehmlichkeiten und Plackereien waren um so sicherer. Man that wohl daran, vor einer Reise nach England sein Testament zu machen und dasselbe bei einer englischen Behörde zu hinterlegen, denn alle faßbare Habe eines in England verstorbenen Franzosen, der diese Förmlichkeit nicht erfüllt hatte, fiel von Rechtswegen der englischen Krone anheim.

Bei der Besprechung solcher Verhältnisse läuft auch dem ruhigen Savary die Galle über. Er hat die Annehmlichkeiten einer Geschäftsreise in England gewiß persönlich kennen lernen. Ohne Zweifel wurden die Fremden in vielen Ländern feindlicher und mit größerer Willkür behandelt, als im britischen Reich; aber die eignen Erfahrungen machen immer den größten Eindruck. Um den abscheulichen Charakter der Engländer zu zeigen, schmückt Savary sein Buch, das sich sonst nur in Rechnungen, Waarenlisten, Gesetzerläuterungen bewegt, sogar mit einigen Geschichtchen.

„Diese Leute sind so habsüchtig und auf Reichthum versessen“, sagt er, „daß sie in Verzweiflung gerathen, wenn sie sehen, daß fremde Kaufleute, und gar Franzosen, einen Gewinn machen. Ein glaubwürdiger Kaufmann aus Paris, der in lebendigem Geschäftsverkehr mit England steht, erzählte mir, daß vor etwa zwanzig Jahren ein englischer Kaufmann, mit dem er einen vortheilhaften Handel abgeschlossen hatte, sich aus Ärger und Schmerz darüber erhängt und erdrosselt habe.“

Erhängt und erdrosselt! Der habsüchtige Engländer, der sich nicht einmal mit einer Todesart begnügen wollte! Dieser sagenhafte Sohn Albions hat jedenfalls seine besondere Auffassung des Patriotismus mit sich ins Grab genommen. Seine Enkel wenigstens befolgen seine Grundsätze nicht mehr; sie haben das System der Absperrung aufgegeben und sind dabei nicht übel gefahren. Savary würde sie heute mit freundlicherem Auge betrachten. Allein auf dem Festland regt es sich neuerdings allenthalben.

Die Prinzipien des Freihandels gelten vielen als veraltet, und die heimische Industrie, sowie die vaterländische Landwirthschaft sollen geschützt, fremdes Angebot erschwert werden.

Es kommt uns nicht in den Sinn, hier über diese schweren Fragen zu reden, zumal wir uns als

vollständige Laien in der Wissenschaft der Nationalökonomie bekennen müssen. Doch wir denken, solche Zustände, wie sie Savary beschreibt, kehren nicht wieder. Sein „perfekter“ Kaufmann bleibt für jetzt und die Folgezeit doch nur ein Stümper.

Die Memoiren

des

Herzogs von Saint-Simon.

Die Regierung Ludwig XIV. umfaßte siebzig Jahre oder, wenn man nur die Zeit seiner selbständigen Herrschaft rechnen will, über ein halbes Jahrhundert. Die Urtheile über diese Zeit gehen weit auseinander. Die Annalen derselben berichten von glänzenden Erscheinungen, aber auch von jammervollem Elend. Ludwig XIV. hat die Einheit der Monarchie vollendet, für Frankreich die erste Stelle unter den europäischen Kontinentalmächten erobert, die Centralisation der Verwaltung durchgeführt, und kaum dürfte es heute einen Franzosen geben, der nicht mit Genugthuung auf diese Errungenschaften zurücksähe. Zudem erhielt die Epoche Ludwigs einen besonderen Glanz durch die Entfaltung der Literatur, die damals zu klassischer Höhe aufstieg.

Dieses Bild der Blüthe und des Ruhms fällt Jedem, der sich mit der Geschichte des 17. Jahrhunderts in Frankreich beschäftigt, zuerst ins Auge. Allein bei genauerem Zusehen findet man, daß diese Güter mit einem hohen Preis bezahlt wurden, mit dem

Elend des Volks und der zunehmenden moralischen Verkommenheit der regierenden Kreise.

In diese letzteren führen uns die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, welche zu den wichtigsten Aufzeichnungen über die letzte Zeit König Ludwigs, des „Roi Soleil", und der Regentschaft gehören.

Der Vater des Herzogs war in bescheidenen Verhältnissen an den Hof Ludwig XIII. gekommen. Als zweiter Sohn eines wenig begüterten Marquis war er in den Dienst des Königs getreten. Eine Laune des Glücks hatte ihn rasch emporgehoben, da er als Page die Gunst des Monarchen durch sein anstelliges Wesen und seine Aufmerksamkeit erworben hatte. Ludwig zog ihn in seine Nähe, ernannte ihn zum ersten Kammerherrn und übertrug ihm das Gouvernement von Blaye.

Das Städtchen Blaye war allerdings an sich unbedeutend, erhielt aber durch seine Lage besondere Wichtigkeit. Auf dem rechten Ufer der Garonne gelegen, mit einer Citadelle auf hohem Felsen, beherrschte es die Verbindung zwischen der Guyenne und Saintonge.

Der junge Saint-Simon erwies sich der königlichen Gunst würdig; er blieb einfach und bescheiden, rechtlich und sittenrein. Wo er konnte, suchte er zu helfen, verlangte aber nie etwas für sich. Der König

erhob ihn aus freiem Antrieb zum Herzog und Pair von Frankreich, mußte ihn jedoch 1637 vom Hof entfernen, da Richelieu darauf bestand. Saint-Simon zog sich nach Blaye zurück, von wo aus er mit seinem königlichen Freund in geheimem Briefwechsel verkehrte, bis er nach des Kardinals Tode von Ludwig zurückberufen wurde. Er kam indessen nur, um diesem die Augen zuzudrücken, und kehrte dann wieder in die Stille nach Blaye zurück.

Das tolle und freche Intriguenspiel, das unter der Regentschaft der Königin Anna begann, widerte ihn an. Er wurde beleidigt und zurückgesetzt, aber als der Krieg der Fronde ausbrach, bewahrte er dem jungen Könige unerschütterliche Treue. Vergebens suchten die Frondeurs ihn durch große Versprechungen auf ihre Seite zu ziehen; vergebens lockten ihn die Spanier zum Abfall, indem sie ihm Würden und Reichthum in Aussicht stellten. Saint-Simon wies die Abgesandten der Aufständischen heftig zurück, rüstete auf seine Kosten eine Schar Kriegsleute und vertheidigte sich so lange in Blaye, bis der König an der Spitze seines Heeres nahte, ihn entsetzte und sich damit den Weg nach Bordeaux sicherte.

Es ist für den Charakter Saint-Simons bezeichnend, daß er in der Zeit der Krisis nicht allein die Angebote der Frondeurs zurückwies, sondern auch den

Marschallsstab, den ihm der König geben wollte, ausschlug. Es sollte nicht heißen, daß er einen Kaufpreis für seine Treue erhalten habe.

Daß Saint-Simon nach der Besiegung des Aufstandes vergessen wurde, nimmt uns nicht Wunder. Auch er erwartete nichts Anderes. Selbst die Kriegskosten wurden ihm nicht vergütet, und doch hatte er sich durch seine Rüstungen in solche Schulden gestürzt, daß sie noch später seinen Sohn drückten.

Saint-Simon war zweimal verheirathet. Seine erste Ehe war kinderlos geblieben. Seine zweite Gemahlin, die er als ein hoher Sechziger heimführte, gebar ihm zu Versailles am 16. Januar 1675 einen Sohn, Ludwig, der den Titel eines Vidame von Chartres erhielt. Der König und die Königin waren die Taufpaten des Knaben, der bereits mit fünfzehn Jahren an den Hof gebracht wurde. Denn so wollte es der König, der den französischen Adel zum Hofadel herabdrückte.

Der Versailler Hof mit seinem Glanze bot freilich eine große Gefahr für die geistige und moralische Entwicklung eines lebhaften Knaben. Mußte ihn die überwältigende Macht des Königthums nicht blenden? Mußte er nicht Alles bewundern, was er sah? Selbst das Laster erschien entschuldbar, wenn es nur mit dem Schein äußerer Wohlanständigkeit

und Eleganz auftrat. Viele junge Leute wurden in den Strudel dieses Lebens mit hineingerissen und litten elendiglich Schiffbruch. Der junge Vidame von Chartres unterlag nicht. Er hatte den festen sittlichen Geist seines Vaters geerbt, und sein Charakter war schon ausgeprägt, als er zum ersten Male bei Hof vorgestellt wurde. Stolz und sittenrein kam er, und stolz und rein blieb er sein Leben lang inmitten der verderbten Gesellschaft, die ihn umgab. Er ging später alljährlich und in aller Stille auf einige Zeit nach La Trappe, in das Kloster mit der strengen Ordensregel.

Damals trat er, als fünfzehnjähriger Junker, in die erste Kompagnie der königlichen Nobelgarde, um den militärischen Dienst zu erlernen, und im Jahre 1692 ging er zur Armee nach Flandern ab. Der junge Soldat hatte für sich und sein Gefolge fünfunddreißig Pferde und Maulthiere. Der Feldzug kostete ihn viel Geld, da er doch standesgemäß auftreten mußte. Das hinderte ihn indessen nicht, sich eifrig zu erweisen, und bei der Belagerung von Namur, mit der der Feldzug unter des Königs Oberleitung eröffnet wurde, selbst bei schweren Arbeiten mit Hand anzulegen.

Später trat er zur Kavallerie über, wurde Hauptmann, zeichnete sich in der Schlacht bei Neerwinden

und am Rhein aus, und kaufte 1693 ein Regiment, an dessen Spitze er als jugendlicher Mestre de Camp (Oberst) ins Feld zog. In demselben Jahr erbte er durch den Tod seines Vaters die Herzogswürde, und erhielt auch vom König die Nachfolge im Gouvernement von Blaye.

Seine kriegerische Laufbahn endigte indessen früher, als er dachte. König Ludwig überging ihn im Jahr 1702, als er einige Generale ernannte, und hierüber gekränkt, gab Saint-Simon den Dienst auf. Diese Demonstration verzieh ihm Ludwig nie ganz. Er duldete nicht, daß man mit ihm schmollte. Saint-Simon mußte bei Hof erscheinen, in der Gesellschaft des Monarchen jeden Augenblick seines Winks gewärtig sein, aber er erhielt kein Amt, keine öffentliche Stellung mehr, so lange Ludwig XIV. lebte. Der stolze Herzog empfand diese Kränkung tief, und er blickte mit unfreundlichem Auge auf das glänzende Schauspiel, das sich ihm täglich bot und das ihn doch nicht zu täuschen vermochte.

Zudem machte er sich bei dem König und vielen seiner Standesgenossen durch seine heftige Opposition mißliebig, wenn man von Opposition zu jener Zeit überhaupt reden kann. Saint-Simons Widerstand war nicht politischer Natur, scheinbar wenigstens nicht. Er bezog sich vielmehr auf sehr äußerliche Dinge, auf

Fragen der Etikette und Ehrenrechte des hohen Adels. Bald war es ein Streit mit dem Herzog von Luxembourg, wem der Vortritt gebührte, bald eine Fehde über die Ansprüche, welche die natürlichen Söhne des Königs erhoben. Denn wenn sich das Parlament zu einer feierlichen Sitzung versammelte, durchschritten die Prinzen von Geblüt den Saal in der Diagonale, während die Herzoge und Pairs ihren Weg der Wand entlang suchten. Ludwig XIV. wollte aber auch seinen Söhnen, den Herzogen du Maine und von Toulouse, das Recht der Diagonale einräumen, worüber Saint-Simon außer sich war.

Nicht minder wichtig erschien ihm die Frage, ob der Präsident des Parlaments während der Sitzung seine Mütze auf dem Kopf behalten dürfte oder nicht. Ähnliche Streitigkeiten gab es viele, und Saint-Simon war immer mit Protesten und Demonstrationen zur Hand, um die Vorrechte des hohen Adels selbst in den geringfügigsten Fragen zu wahren. König Ludwig rief eines Tages mißmuthig aus, dieser Saint-Simon denke an nichts als an den Rang der Leute und prozessire darob mit aller Welt.

In der That wußte Niemand besser Bescheid über die Rechte seiner Standesgenossen und die Genealogie der vornehmen Geschlechter, als er. Wenn er diese und ähnliche Punkte in seinen Memoiren behandelt,

wird er von ermüdender Weitschweifigkeit und macht uns den Eindruck eines kleinlich denkenden, beschränkten Geistes. Und doch war er nichts weniger als das, wenn er auch mit seiner Werthschätzung vieler Äußerlichkeiten sich gründlich irrte. Es war doch keine gewöhnliche Eitelkeit, die ihn dabei beseelte; vielmehr trieb ihn ein ernster politischer Gedanke zu seinem Vorgehen. Er kämpfte für die gestürzte Aristokratie gegen die übermächtige Königsmacht wie gegen das aufstrebende Bürgerthum. Seiner Ansicht nach sollte die französische Monarchie sich wesentlich auf den Adel stützen und diesem die Leitung der Geschäfte anvertrauen. Er dachte dabei an die englische Pairie und deren Einfluß, allein er irrte, wenn er glaubte, der französische hohe Adel könne eine ähnliche Stellung wieder erlangen. Er hatte sie einmal besessen, aber unwiederbringlich verloren. Selbst der König berief Bürgerliche, wenn er Minister und andere hohe Beamte in der Verwaltung zu ernennen hatte.

In seiner Erbitterung nennt Saint-Simon den stolzen König Ludwig einmal den „König der gemeinen Menge“, „le roi de la vile multitude“.

„Ludwig XIII. liebte die Leute von edler Herkunft, suchte sie kennen zu lernen und sie auszuzeichnen. Daher stammt denn auch das Wort von den drei Plätzen und den drei Statuen zu Paris: Hein-

rich IV. inmitten seines Volkes auf dem Pont-Neuf, Ludwig XIII. inmitten der Adligen auf der Place Royale und Ludwig XIV. inmitten der Steuereinnehmer auf der Place des Victoires. Die Statue auf der Place Vendôme, die später errichtet wurde, brachte ihn kaum in bessere Gesellschaft."

Mit seinem scharfen Blick sah Saint-Simon in König Ludwig XIV. den größten Revolutionär seines Landes, der alle Stützen der Monarchie, den Adel und die Parlamente, schwächte, um allein zu regieren, damit aber den Sturz seines Throns vorbereitete.

Der König ahnte nicht, welch unerbittlichen Richter er täglich an seiner Seite hatte. Memoiren schreibt man gewöhnlich erst am Abend des Lebens, wenn man einen großen Theil seiner Jahre in denkwürdigen Verhältnissen verbracht, vielleicht selbst an wichtigen Ereignissen thätigen Antheil genommen hat.

Nicht so Saint-Simon. Die Natur hatte ihn mit einer seltenen Gabe der Beobachtung ausgerüstet, und seine Freude war es, den Menschen ins Herz zu schauen. Sein Hauptwunsch ging weniger darauf hinaus, große Thaten zu vollbringen, als „recht viel zu erleben und die Geschichte seiner Zeit so gut wie möglich zu erkennen". Er hatte die Leidenschaft des Naturforschers, in die Geheimnisse des Werdens und

Seins einzudringen, und so kam ihm schon früh der Gedanke, seine Erlebnisse aufzuzeichnen.

Mit der Ausführung des Plans begann er im Juli 1694, als er im Feldlager zu Gimsheim in Rheinhessen stand. Später, als er unbeschäftigt war und immer bei Hof zu erscheinen hatte, schrieb er mit noch größerem Eifer. Er hörte, sah, beobachtete. Er kannte alle Höflinge, war mit vielen einflußreichen Männern in regem Verkehr, und seine Freunde mußten ihm erzählen, was er selbst nicht als Augenzeuge hatte sehen können. Aber Niemand ahnte, welcher Arbeit er sich gewidmet hatte, und gerade dies Geheimnis sicherte ihm oft die richtige Erkenntnis. Hätte man gewußt, daß er Denkwürdigkeiten schrieb, man hätte ihn als Zeugen gescheut.

Jahre lang zeichnete er auf, was er erlebte. Seine Erzählung ist oft verworren und nachlässig, erhebt sich aber auch zu größter Lebhaftigkeit und dramatischer Kraft. Er giebt nur eine Geschichte des französischen Hofes, aber unter seiner Feder wird sie zu einer großen Geschichte Frankreichs.

Saint-Simon will überall die Wahrheit berichten. Daß er doch manchmal irrt und seine Erzählung Ungenauigkeiten enthält, ist nicht zu verwundern. Sein Haß macht ihn oft blind, und er kann aus tiefstem Herzen hassen. Wehe dem, den er brandmarken will;

er findet Worte für ihn, die man nicht mehr vergißt und die das Bild des Getadelten mit ätzender Schärfe für alle Zeiten fixiren. Aber er haßt nur, was er für schlecht hält.

„Ich rühme mich der Unparteilichkeit nicht", sagt er einmal, „es wäre auch vergebens."

Gleich im Beginn der Memoiren findet sich eine jener drastischen Schilderungen, in welchen Saint-Simon unübertroffen ist.

Im Jahre 1692 mußte der junge Herzog von Chartres, der später als Herzog von Orleans die Regentschaft Frankreichs führte, eine natürliche Tochter des Königs heirathen. Der ganze Hof war darüber in Aufregung. Der junge Saint-Simon sah, daß Stürme im Anzug waren, und beobachtete um so aufmerksamer. Obwohl er die Vorgänge dieses Jahres erst etwas später aus dem Gedächtnis niederschrieb, ist seine Erzählung doch ein Dokument merkwürdigster Art, lebendig und scharf charakterisirt bis ins kleinste Detail. Die Mutter des Prinzen, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, war außer sich über die Zumuthung. Sie verlangte, daß ihr Sohn Widerstand leiste, und als dieser, von dem König eingeschüchtert, nicht nein zu sagen wagte, legte sie in ihrem Benehmen, selbst Ludwig XIV. gegenüber, ihre Erbitterung offen an den Tag. Dieser nahm keine Rücksicht auf

sie, und das Verlöbnis wurde in Versailles verkündigt.

„Am folgenden Tag“, erzählt Saint-Simon weiter, „machte der gesammte Hof dem Herzog von Orleans, der Herzogin und dem Herzog von Chartres seine Aufwartung. Aber man sprach kein Wort; man begnügte sich mit einer Verbeugung, und Alles ging in tiefster Stille vor sich. Dann ging man in die große Galerie, um den König auf seinem Weg in die Messe zu erwarten. Auch Madame (die Herzogin von Orleans) erschien. Ihr Sohn, der Prinz, schritt auf sie zu, um ihre Hand zu küssen, wie er jeden Tag that. Da versetzte ihm die Herzogin eine so sonore Ohrfeige, daß man sie weithin klatschen hörte und der arme Prinz vor dem ganzen Hofe vor Scham verging. Die vielen Zeugen des Auftritts, deren ich einer war, blieben starr vor Erstaunen.“

Diese deutsche Ohrfeige, „le soufflet sonore“, ist durch Saint-Simons Erzählung berühmt geworden. Es ist ein kleines, aber wenig erfreuliches Genrebild, das die Memoiren da entwerfen. Man sieht die energische Tochter des Pfälzer Hauses, die sich nie an dem französischen Hofe heimisch fühlte, inmitten der erschrockenen Gesellschaft, eine gereizte Löwin, jede Rücksicht, jede Etikette verachtend, jedenfalls ein Greuel für die glatten und schmiegsamen Höflinge.

Mit der Heirath, zu der König Ludwig seinen Neffen zwang, war dieser auf eine falsche Bahn gedrängt worden, und Ludwig that Alles, ihn darauf zu erhalten. Eifersüchtig verschloß er ihm jede ernstere Thätigkeit, jedes Amt, jede militärische Stelle und trug so wesentlich dazu bei, den Prinzen an das ausschweifende Leben zu gewöhnen, durch das er später die Welt empörte. Ludwig XIV. trägt indirekt eine große Mitschuld an den Orgien der Regentschaft, und Saint-Simon weiß von heftigem Zank zwischen dem Könige und seinem Bruder Orleans zu berichten, welch letzterer Ludwig XIV. für die Verirrungen des Prinzen geradezu verantwortlich erklärte.

Historisch besonders wichtig werden die Memoiren, wenn sie von König Ludwig selbst reden. Sie erkennen seine Vorzüge an, seine Ritterlichkeit im Benehmen, seine Begabung, seine Leichtigkeit der Rede; aber sie betonen doch vor Allem seinen Egoismus, seinen maßlosen Ehrgeiz, seine Herrschsucht und Verschwendung. Für Saint-Simon steht Ludwig XIII. als Monarch weit höher. Der vierzehnte Ludwig regierte „immer nur im Kleinen, nie im Großen“. Der junge Beobachter war kaum bei Hof eingeführt, als der bekannte Kriegsminister Louvois starb (1691).

Wegen seines rechthaberischen Wesens war dieser dem König immer unangenehm gewesen, doch hatte

er sich durch sein organisatorisches Talent lange zu halten gewußt. Im Jahre 1691 aber schien er seinem Sturz nahe, als ihn ein Schlaganfall unerwartet dahinraffte. Da trat nun Ludwigs Abneigung gegen ihn deutlich zu Tage.

„Obwohl ich kaum mehr als fünfzehn Jahr alt war, wollte ich doch bei einem so wichtigen Vorfall das Benehmen des Königs sehen", erzählt Saint-Simon. „Ich wartete auf ihn und folgte ihm auf den Spaziergang. Er hatte seine gewöhnliche majestätische Haltung, dabei aber etwas Leichtes, ja Erleichtertes, was mich um so mehr überraschte, als ich damals die Verhältnisse noch nicht kannte. Anstatt zu den Wasserkünsten zu gehen und verschiedene Wege einzuschlagen, wie er es sonst liebte, ging er immer vor der Orangerie auf und ab, von wo er das Gebäude sehen konnte, in dem Louvois gerade gestorben war und auf das er fortwährend sein Auge gerichtet hielt."

Später schärfte sich Saint-Simons Blick auch für die Beurtheilung der allgemeinen Verhältnisse, und Ludwigs Politik fand die schärfste Verurtheilung. Aus den interessantesten Abschnitten über den König sei nur Einzelnes hier mitgetheilt.

„Der Adel", schreibt Saint-Simon, „war durch die langen inneren Unruhen ermüdet, zu Grunde ge-

richtet, zur Unterwerfung gezwungen. Die Söhne dieser Männer waren uneinig, unwissend, frivol, genußsüchtig und verschwenderisch. Auch die besten unter ihnen dachten nur daran, sich eine Stellung zu erobern. So waren sie alle der Knechtschaft und dem höfischen Ehrgeiz verfallen. Die Gerichte wurden in Abhängigkeit gebracht, ihr Ansehen geschmälert und mit dem Wissen und der Sittenstrenge des alten Richterstands schwand dieser selbst; an seine Stelle traten Söhne von Spekulanten, dumme Schöngeister oder unwissende Pedanten, Geizhälse und Wucherer, die nur zu oft die Gerechtigkeit verkauften . . . Alle Pflichten wurden zuletzt durch die eine Pflicht verdrängt, zu welcher die Nothwendigkeit führte: die Pflicht zu fürchten und zu gefallen."

„Daher denn jene Macht ohne Grenzen, die Alles konnte, was sie wollte, und die nur zu oft Alles wollte, was sie konnte, und niemals auch nur den geringsten Widerstand fand. Das heißt leben und herrschen. Doch muß man zugeben, daß niemals ein Fürst so sehr die Kunst des Herrschens besaß, wie Ludwig. Er hatte die feinste Höflichkeit und wußte seine Majestät während seines ganzen Lebens zu bewahren."

Eine andere Seite der Memoiren hat dem König für alle Zeiten einen Makel aufgedrückt, da sie seinen

unbegrenzten Egoismus enthüllt. Sie erzählt zwar nur eine einfache Hofgeschichte, aber sie bildet dabei ein wichtiges historisches Dokument.

Der König dachte im Jahr 1708 von Versailles nach Fontainebleau überzusiedeln, und die Herzogin von Burgund, die Gemahlin seines Enkels, sollte ihn begleiten. Er hatte die junge, gescheite, lebensfrohe Frau gern um sich und war daher sehr verstimmt, als die Ärzte erklärten, die Herzogin, die guter Hoffnung war, dürfe nicht reisen.

„Am folgenden Samstag machte der König nach der Messe seinen Spaziergang, und als er gerade am Karpfenteiche stand, sahen wir die Herzogin du Lude ganz allein herbeieilen*). Der König begriff, daß sie ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hatte, und ging ihr entgegen. Wir blieben zurück, — die Unterhaltung währte nicht lange; die Herzogin eilte fort, der König kam zu uns zurück und ging bis zum Teich, ohne ein Wort zu sagen. Jeder verstand, um was es sich handelte, aber Niemand wollte reden. Endlich musterte der König seine Begleitung und sagte, ohne sich an eine bestimmte Person zu wenden, mit ärgerlichem Ton: Die Herzogin von Burgund hat eine Fehlgeburt gehabt.

---

*) Die Herzogin du Lude war Ehrendame der Prinzessin.

„Da stieß La Rochefoucauld einen Schreckensruf aus, und Marschall Boufflers, sowie die Herzoge von Tresme und Bouillon schlossen sich an. La Rochefoucauld aber fuhr fort und beklagte das Ereignis als ein großes Unglück. Die Herzogin werde nun keinen Erben mehr bekommen.

„Plötzlich unterbrach ihn der König voll Zorn: ‚Und wenn dem so wäre, was liegt mir daran? Hat sie nicht schon einen Sohn? und wenn auch dieser sterben sollte, kann sich Berry nicht verheirathen? Was liegt mir überhaupt an meinen Nachfolgern? Sie sind alle meine Enkel. — Eine Fehlgeburt, — Gott sei Dank! Es sollte so sein, und nun werde ich nicht mehr in meinen Reisen gestört und von den Ärzten belästigt. Jetzt wird man mich in Ruhe lassen.‘

„Auf diesen Ausbruch folgte eine Stille, daß man eine Ameise hätte laufen hören können. Man schlug die Augen nieder und wagte kaum zu athmen. Jeder stand starr, selbst die Dienerschaft und die Gärtner rührten sich nicht. Das dauerte über eine Viertelstunde.

„Der König brach endlich das Schweigen. Er lehnte sich über die Balustrade und sprach von einem Karpfen. Niemand antwortete. Er wandte sich an die Diener, und auch sie antworteten nicht wie gewöhnlich, — es war aber nur die Rede von dem Karpfen. Alles

stockte, und der König ging nach einiger Zeit fort. Als wir uns dann anzusehen wagten, sagten unsere Blicke Alles. In diesem Augenblick war Jeder des Andern Vertrauter. Man staunte, wunderte sich, betrübte sich, zuckte die Achseln. So lang es schon her ist seit dieser Scene, steht sie mir doch immer vor Augen!"

König Ludwig hatte sich von seinem Ärger zu einem bösen Wort hinreißen lassen. Als ob ihn das Schicksal darob strafen wollte, sah er wenige Jahre später sein ganzes Geschlecht dem Aussterben nahe. Wie ein Verhängnis brach es über die königliche Familie herein. Der Dauphin starb zuerst im Jahr 1711 an den Blattern. Die Scenen, die sich damals in Versailles abspielten, fanden in Saint-Simon einen ebenso aufmerksamen Beobachter wie dramatischen Erzähler. Der Abschnitt, der von ihnen handelt, gehört zu den besten in den Memoiren, so psychologisch fein, so greifbar anschaulich sind die handelnden Personen und die Vorgänge geschildert.

Der Dauphin lag todtkrank im Schloß zu Meudon; sein Sohn, der Herzog von Burgund, und dessen Gemahlin verbrachten die letzte Zeit während der Krankheit in Versailles, wohin die Höflinge stürmten.

„Jeder dachte nur an die künftigen Gestaltungen und suchte sich schon jetzt für jedes Ereignis bereit zu halten."

Saint-Simon gehörte zu den Vertrauten des jungen Herzogs, der sich mit einem Mal dem Thron so nahe fand. Auch er eilte von Paris, wo er sich gerade aufhielt, nach Versailles. Dort fand er Vorzimmer und Säle gefüllt, alle Thüren geöffnet. Es war spät am Abend, aber Jeder harrte der entscheidenden Nachricht von Meudon. Die Herzogin von Burgund kam und ging, immer anmuthig, aber mit einem Ausdruck der Verwirrung und des Mitgefühls in ihren Zügen, „den Jeder für den Beweis des Schmerzes zu halten schien". Im Vorübergehen richtete sie an Einzelne kurze Worte.

„Man konnte in den Mienen aller Anwesenden lesen. Man brauchte keine Kenntnis des Hofes; wenn man nur um sich sah, konnte man in den aufgeregten oder leeren Gesichtern der Leute lesen, ob sie von dem Wechsel berührt wurden, oder nicht. Diese waren ruhigen Gemüths, jene von Schmerz bewegt und ernst, oder vorsichtig bemüht, ihr Behagen und ihre Freude zu verbergen."

Bald kam auch die Herzogin von Orleans mit ihrem Sohn. Die Erstere bewahrte ihre Abgemessenheit und Würde. Der Herzog Philipp von Orleans dagegen war aufgeregt und brach in Thränen aus, als er sich mit Saint-Simon auf einen Augenblick in einem Zimmer allein sah. Gleich darauf erschien der

Herzog von Burgund, mit dem Ausdruck des Schmerzes im Gesicht. Aber der forschende Blick, den Saint-Simon auf ihn richtete, entdeckte keine zärtliche Regung, sondern nur den Ernst eines beschäftigten Geistes.

Als dann endlich die Nachricht von dem Tode des Dauphin einlief, nahm das Schauspiel einen noch entschiedeneren Charakter an.

„Monseigneur war todt und keine Rücksicht mehr auf ihn zu nehmen. So zeigten die Anwesenden in diesen ersten Momenten ihre wahren Gesinnungen."

In den ersten Sälen hörte man das unterdrückte Weinen der Dienerschaft, welche über den Verlust eines Herrn, der ihnen so sehr gepaßt hatte, verzweifelt war und den neuen Herrn fürchtete. In den folgenden Räumen hielten sich die Höflinge des verschiedensten Ranges und Standes auf.

„Die Mehrzahl, d. h. die Dummköpfe, holten ihre Seufzer bis aus ihren Absätzen herauf und priesen Monseigneur mit trockenen Augen und zerstreuten Blicken. Aber sie hatten immer nur dasselbe Lob, das seiner Güte. Die Feinsten unter ihnen und die Ansehnlichsten sprachen mit Unruhe von des Königs Gesundheit; sie lobten sich selbst, daß sie inmitten der Verwirrung ihr ruhiges Urtheil bewahrten, und da sie es so oft wiederholten, war auch nicht daran zu zweifeln. Andere, die wirklich betrübt waren, weinten

bitterlich oder bezwangen ihre Thränen nur mit Mühe. Die Politiker standen mit gesenktem Auge in den Ecken und überdachten die Folgen des plötzlichen Ereignisses. Alle diese Leute wechselten kaum ein Wort miteinander; keine Unterhaltung fand statt, hier und da hörte man einen Ausruf, jede Viertelstunde ein Wort; die Blicke waren finster und ängstlich, man bewegte selbst die Hände fast mechanisch. Nur die Einfältigen schwatzten, fragten und belästigten die Andern."

Die Prinzen weinten, besonders der zweite Sohn, Berry, zeigte seinen Schmerz weniger durch Schluchzen als durch lautes Schreien und Heulen. Die Herzogin von Burgund suchte ihren Gemahl zu trösten, was ihr leichter fiel als selbst trostbedürftig auszusehen.

„Sie gab sich die größte Mühe, den Geboten des Anstands nachzukommen, schneuzte sich, so oft der Prinz in Thränen ausbrach, brachte selbst einige Thränen zu Stande, die sie sorgsam pflegte, und mit kunstreicher Verwendung des Taschentuchs gelang es ihr, rothe Augen und ein verweintes Gesicht zu haben. Doch stahl sich ihr Blick häufig weg und überflog die Gesellschaft, um die Haltung derselben zu prüfen.

„Mit einem Mal kam auch die Herzogin von Orleans wieder, in großer Toilette; sie heulte laut, obwohl sie eigentlich nicht wußte warum, umarmte Alle und benetzte sie mit ihren Thränen. Sie bot ein

wahrhaftes Schauspiel, das Bild einer Prinzessin, die sich in ein Staatskleid steckt, um in vorgeschrittener Nacht unter einer Menge von Frauen im Nachtkleid und fast im Maskenanzug zu weinen und zu schreien.

„Inmitten des Tumultes aber stand, ruhig und kalt, der Herzog von Beauvilliers, der Erzieher und Ceremonienmeister des Herzogs von Burgund; als wäre nichts Besonderes vorgefallen, ohne Übereilung und ohne sich in Personen oder Dingen zu irren, gab er seine Befehle, um die Lage der Prinzen zu erleichtern.

Und auch die Komik fehlte nicht inmitten der ernsten Lage. In einem der Säle standen einige Betten für die Schweizersoldaten und Arbeiter. Die Menge der Höflinge war so groß, daß auch dieser Raum geöffnet wurde. Einige vornehme Damen zogen sich dorthin zurück, um ungestörter ihre boshaften Bemerkungen auszutauschen, und ließen sich neben einem der Betten nieder. Plötzlich bewegte sich der Vorhang, der dasselbe verhüllte, ein nackter Arm zeigte sich, dann erschien ein verschlafener Schweizersoldat, der sich im Bett aufrichtete, sich erstaunt umsah und schleunigst wieder hinter seinem Vorhang verschwand. Die erschreckten Damen flohen um so eiliger, als sie fürchteten, belauscht worden zu sein.

Der Dauphin war ein Mann schwachen Geistes

gewesen, und sein Verlust für Frankreich nicht zu bedauern. Seinem eigenen Geständnis nach hatte er, seitdem seine Studien für beendigt galten, nichts mehr gelesen als die Heiraths- und Todesanzeigen in der Zeitung. Von seinem Sohn aber, dem Herzog von Burgund, dem Zögling Fénelons, durfte man mehr erwarten. Eng befreundet mit Saint-Simon, dachte Burgund an Reformen im Staatsleben und widmete sich mit Eifer den Geschäften. Der König war hochbejahrt, die Thronbesteigung des Herzogs konnte nicht mehr lange ausstehen, und schon sah man in Fénelon und Saint-Simon die Minister des künftigen Herrschers. Saint-Simon hatte ähnliche Hoffnungen, wie er selbst sagt, und glaubte über kurz oder lang zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen zu werden.

Ein wahres Kabinetsstück der Porträtkunst ist das Bild, das er bei der Schilderung jener Zeit von der Herzogin von Burgund entwirft. Sie war eine piemontesische Prinzessin, aber schon als Kind an den französischen Hof gebracht und ganz französisch erzogen worden.

„Ein Ausbund von Häßlichkeit mit hängenden Wangen, stark hervortretender Stirne, nichtssagender Nase, großen Lippen, aber mit schönem braunen Haar, wunderbar sprechenden Augen, wenig und noch dazu sehr schlechten Zähnen, worüber sie selbst spottete" — so

schilderte Saint-Simon die Frau, in der er die künftige Königin von Frankreich sah. „Ihr Teint war herrlich; sie hatte einen Anflug von Kropf, der ihr gar nicht übel stand, eine schöne Haltung des Kopfes. Sie war majestätisch und doch anmuthig, ihr Lächeln ausdrucksvoll; sie gefiel außerordentlich. In Allem, was sie that, selbst in ihren einfachsten Bewegungen herrschte die Grazie. Mit ihrem einfachen, natürlichen, oft naiven, immer geistvollen Wesen bezauberte sie Alle und ließ bei Niemand, der ihr nahte, Verlegenheit oder Zwang aufkommen."

Es ist schon gesagt worden, daß sie auch den König bezaubert hatte, soweit sich derselbe überhaupt bezaubern ließ. Sie unterhielt ihn, lachte und scherzte mit ihm und durfte sich mehr als irgend eine andere Prinzessin bei ihm herausnehmen. Trotzdem entging auch sie der Spionage nicht, die Ludwig in der letzten Hälfte seiner Regierung zum System ausgebildet hatte.

Als sie eines Tages unter den Briefen und Papieren kramte, die auf dem Tisch der Marquise von Maintenon aufgehäuft lagen, und die keine andere Person außer dem König und der Marquise zu berühren wagte, fand sie zu ihrer Überraschung und Entrüstung den Brief einer ihrer Hofdamen, welche genauen Bericht über den Verkehr der Herzogin, ihre Thätigkeit zu jeder Stunde, sogar über einzelne ihrer Äußerungen erstattete!

Ihren lebhaften Charakter zu zeigen, erzählt Saint-Simon an einer anderen Stelle eine reizende Scene. Nachdem er daran erinnert hat, mit wie viel Feindschaft sie zu kämpfen hatte, berichtet er weiter (1712):

„Eines Abends nach dem Souper saß sie mit dem König zusammen in einem Gemach, in dem sich auch die übrigen Prinzessinnen befanden. Sie sprach ein Kauderwelsch von allen möglichen Sprachen und machte hundert Kindereien, um den König zu unterhalten. Dabei bemerkte sie, daß die Herzogin von Condé und die Prinzessin Conti sich einander ansahen, Zeichen machten und verächtlich die Achseln zuckten. Bald darauf erhob sich der König, um wie gewöhnlich in einem hinteren Zimmer seine Hunde zu füttern, bevor er den Damen gute Nacht sagte. Da faßte die Dauphine*) Frau von Saint-Simon mit einer Hand und Frau von Lévi mit der andern und wies auf die Herzogin und die Prinzessin hin, die ganz nahe standen. „Haben Sie es gesehen? Haben Sie es gesehen?" sagte sie. „Ich weiß so gut wie sie, daß ich dummes Zeug geschwätzt und getrieben habe, und daß es armselig ist, aber er will Lärmen haben, und solche Dinge unterhalten ihn." Dann stützte sie sich auf die Arme der beiden Damen und begann zu

---

*) Diesen Titel trug die Herzogin von Burgund seit dem Tode Monseigneurs, des Sohnes Ludwig XIV.

tanzen und zu trällern: „Ich lache über sie! ich spotte ihrer! Ich werde ihre Königin sein — und sie werden mit mir zu rechnen haben, ich werde ihre Königin sein!" und so tanzte und sprang sie voll Heiterkeit im Zimmer herum. Die Damen ermahnten sie leise, sie möge schweigen, die Prinzessinnen könnten sie hören, alle andern Damen beobachteten sie, und sie sei närrisch (denn von ihnen ließ sie sich Alles sagen); sie aber tanzte um so mehr und trällerte noch lauter: „Ich lache über sie, ich spotte ihrer, ich werde ihre Königin sein!" Sie hörte nicht früher auf, als bis der König zurückkam."

Arme Prinzessin! Sie sollte keine Königskrone tragen. Bald nach diesem Auftritt erkrankte sie zugleich mit ihrem Gemahl und ihren Kindern. Ludwig XIV. hatte seinen Sohn sterben sehen, nun überlebte er auch Enkel und Urenkel. Binnen wenig Tagen starben der Herzog und die Herzogin von Burgund und deren ältester Sohn. Nur ein zweijähriger Knabe, der Herzog von Anjou, blieb am Leben. Er bestieg, wie bekannt, später als Ludwig XV. den Thron.

Die raschen Todesfälle erweckten Argwohn; bald schwirrten Gerüchte durch Paris, welche von Vergiftung sprachen, und man beschuldigte offen den Herzog von Orleans als den Mörder der königlichen Familie. Zwischen ihm und dem Thron stand nun nur noch

ein Kind. Der Herzog wurde in den Straßen von Paris insultirt und verlangte von dem Könige eine strenge Untersuchung. Dieser lehnte ab, aber zeigte sich unwillig und hätte vielleicht doch noch den Prinzen vor ein Gericht gestellt, wenn nicht sein Leibarzt Maréchal ihm freimüthig die Folgen eines solchen Schrittes vorgestellt hätte.

„Nehmen Sie den unmöglichen Fall an, daß der Herzog schuldig befunden würde, könnten Sie ihm, Ihrem Neffen und Schwiegersohn, den Kopf abschneiden lassen? sein Verbrechen und seine Schande verkündigen? Und wenn Sie nichts finden — und es giebt gewiß nichts zu finden, — werden dann seine und Ihre Feinde nicht verbreiten, daß man nichts habe finden wollen?“

Wir wissen heute bestimmt, daß der Herzog von Orleans an dem Tode seiner Verwandten unschuldig war. Damals aber lastete der Verdacht schwer auf ihm. Der König mochte ihn nicht, und der Hof mied ihn. Wohin er kam, wich man ihm aus oder wandte sich beleidigend ab. Saint-Simon war der Einzige, der ihm treu blieb. So verschieden auch die beiden Männer in Charakter und Lebensweise waren, sie blieben in Freundschaft mit einander verbunden.

„Ich war, buchstäblich genommen, der einzige, der wie früher mit dem Herzog umging, in seinem Hause,

wie bei Hof. Ich allein redete ihn an, setzte mich zu ihm in eine Ecke des Salons, wobei wir sicher waren, von keinem dritten gestört zu werden, ich allein ging mit ihm im Park vor den Fenstern des Königs und der Marquise von Maintenon spazieren."

Vergebens warnte man Saint-Simon, daß er sich die Ungnade des Königs zuziehe, er blieb fest, und Orleans vergaß ihm diese Treue nicht. Als dieser im Jahre 1715 die Regentschaft übernahm, berief er seinen Freund als Mitglied in den Geheimen Rath.

Wiederum schien für Saint-Simon die Gelegenheit geboten, seine Ideen praktisch durchzuführen. Er entwickelte dem Regenten eine Reihe von Reformvorschlägen, von welchen zunächst der Plan, die einzelnen Minister durch Kollegien zu ersetzen, hervorgehoben werden muß. Der Abbé von Saint-Pierre vertheidigte diese Idee damals mit allem Feuer der Begeisterung und dem größtmöglichen Aufwand paradoxer Behauptungen. Saint-Simon schlug ferner vor, der Regent möge die Reichsstände berufen, die seit 1626 nicht mehr zusammengetreten waren. Er glaubte mit ihrer Hilfe die nöthigen Reformen friedlich und leicht durchführen und ihnen zugleich die Verantwortlichkeit für dieselben zuschieben zu können.

Der Regent war Anfangs geneigt, nach Saint-Simons Vorschlägen vorzugehen, ließ sich aber dann

durch die Bedenken seiner Minister, die eine Revolution fürchteten, davon abbringen. Wer aber vermag zu beurtheilen, wie sich die Geschicke Frankreichs gestaltet hätten, wenn die Reichsstände schon damals, als die Gemüther noch nicht so verbittert waren, zusammengetreten wären. Zwei Menschenalter später eröffnete die Berufung der Reichsstände allerdings die Revolution. Saint-Simon wollte hingegen die Reichsstände benutzen, um den Adel zu stärken und den dritten Stand niederzuhalten.

Übrigens verstanden sich die beiden Männer, der Regent und Saint-Simon, nicht immer. Der Erstere war schwach und suchte zwischen den entgegenstehenden Ansichten seiner Rathgeber zu vermitteln. Saint-Simon aber wich von seinen Ideen nicht leicht ab; er war von fürchterlicher Konsequenz, wie der Regent einmal sagte, und oft ein unbequemer Freund. Im Jahre 1721 ging er für kurze Zeit als Gesandter nach Madrid und zog sich dann von den Staatsgeschäften zurück.

Als der junge König Ludwig XV. die Regierung übernahm, gab man dem Herzog zu verstehen, daß man ihn lieber in Paris als in Versailles sehe, und so kehrte er dem Hofe den Rücken, lebte seitdem in der Stille, oft auf seinen Gütern, aber immer mit seinen Memoiren beschäftigt.

Als er hochbejahrt, 1755, starb, hinterließ er eine

ganze Bibliothek von Aktenstücken, Dokumenten und Memoiren, im Ganzen nicht weniger als 277 Foliobände. Was ihm von politischen Berichten und Mittheilungen aller Art in die Hand gekommen und wichtig erschienen war, hatte er gesammelt. In seinem Testament verfügte er, daß die Memoiren erst fünfzig Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten. Trotzdem ließ die Regierung Ludwig XV. gleich Alles mit Beschlag belegen und im Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten bergen. Man fürchtete das Wort des todten Herzogs und wollte jede Indiskretion vermieden wissen.

Während der letzten Jahre Ludwig XVI. erschienen einige inoffensive Auszüge und noch im Jahre 1829 duldete die Zensur nur eine sehr unvollständige Ausgabe. Ohne Kürzung durften sie endlich 1856 erscheinen, als das zweite Kaiserthum auf der Höhe seiner Macht stand und einen so strengen Beurtheiler der früheren Königsherrschaft gern reden ließ. Doch erst in unserer Zeit hat man eine eingehende, mustergiltige Ausgabe begonnen, um Saint-Simon gerecht zu werden*).

*) Mémoires de Saint-Simon. Nouvelle édition par A. de Boislisle. (In der Sammlung der Grands Ecrivains de la France) Paris. Hachette. Von 1879 bis jetzt sind drei Bände dieser Ausgabe erschienen.

Das ganze Memoirenwerk umfaßt die Jahre 1694 bis 1723. Was es bietet, ist fast nur Hofgeschichte, wie wir schon gesagt haben, und mit Details gefüllt, die heute kaum noch Interesse erwecken. Daneben aber finden sich Stellen von höchster Wichtigkeit, meisterhaft geschriebene Erzählungen, und die ganze Darstellung verräth den festen, charaktervollen Mann.

Ein Staat ist noch niemals infolge einer Niederlage zu Grunde gegangen, wenn er sonst gesund war, wohl aber ist die innere Zerrüttung das sicherste Anzeichen nahenden Verhängnisses. Das lehren uns auch die Memoiren Saint-Simons, die in ihrer Schärfe und unerbittlichen Strenge, in der dramatischen Lebendigkeit ihrer Darstellung an den großen Historiker der Römer, an Tacitus, erinnern.

Auch dieser hatte die Zustände eines mächtigen Reiches zu schildern, das den Keim des Verderbens in sich trug. Ein Anhänger der alten Aristokratie, die durch die Cäsaren ihrer Macht beraubt worden war, schilderte er die Zeit der ersten Kaiser vielleicht düsterer, als sie in der That war. Auch Saint-Simon übersah die wenigen Lichtseiten in der Geschichte der letzten Regierungsjahre Ludwig XIV. Er malte nur grau in grau, denn auch er war, wie Tacitus, verbittert, da er in die Reihen des hohen Adels gehörte, dem der

Autokrat die letzte Bedeutung, den letzten Rest von politischem Einfluß geraubt hatte*).

*) Im Jahre 1825 starb zu Paris Graf Claudius Heinrich von Saint-Simon, der Begründer des modernen Socialismus. Er gehörte zu einer Nebenlinie des Hauses. Der Verfasser der Memoiren hätte ihn wohl kaum als würdigen Nachkommen anerkannt, und doch war etwas von seinem Geist auf ihn übergegangen.

Ein Musterunterthan.

Monsieur Emil Johann Barbier war seines Zeichens Advokat und, wenigstens nach den landläufigen Begriffen, ein anständiger Mensch. Denn er war ein recht wohlhabender Mann, was schon viel zur Respektabilität beiträgt, und ein geschäftskundiger Sachwalter, auf den man sich verlassen konnte. Er trat zwar nie öffentlich vor Gericht auf, sondern war mehr berathender Rechtsfreund, aber als solcher von vielen vornehmen Familien mit der Führung ihrer Angelegenheiten betraut.

Monsieur Emil Johann Barbier war ein Sohn jener guten alten Zeit, da es noch ein Vergnügen war, in Frankreich König zu sein, weil das Volk noch nichts von seinen Menschenrechten gehört hatte und revolutionäre Ideen nur erst vereinzelt auftauchten. Er war am 16. Januar 1689 zu Paris geboren, und da sein Vater, so wie sein Großvater schon Advokaten, und zwar angesehene Advokaten beim Pariser Parlament gewesen waren, ergab es sich von selbst, daß auch er die gleiche Laufbahn einschlug. Es giebt

zwar bei unsern europäischen Völkern keine Theilung der Gesellschaft in fest abgegrenzte Kasten, aber doch manchmal etwas Ähnliches. Die Großväter und Väter übertragen nach dem natürlichen Gesetz der Vererbung auf ihre Nachkommen häufig nicht allein körperliche Beschaffenheit, Begabung und Charakter, sondern auch Geschäfte, Kanzleien und Klientelen; und diese Art Ererbung ist oft angenehmer als jene.

Mit 19 Jahren wurde Barbier in die Liste der Pariser Advokaten eingetragen und sah sich bald in geschäftlicher Verbindung mit Mitgliedern des hohen Adels, der Prinzessin von Modena, einer Tochter des Hauses Orleans, dem Marschall von Sachsen, mit Argenson u. a. m.

Aber offenbar hatte er nicht über Geschäftsüberbürdung zu klagen, und es blieb ihm noch freie Zeit genug, seiner Lieblingsneigung nachzugeben und seine Neugier zu befriedigen. Er war von Natur ein höherer Bummler. Alles, was in Paris vorging, mußte er wissen, womöglich mit eigenen Augen sehen; was zu hören war, mußte er hören. Jeden Skandal ergründete er, jede Mordthat erfüllte ihn mit grausiger Freude, kurz, jede Neuigkeit war sein Entzücken.

Barbier war doch kein ungewöhnlicher Mensch. Neuigkeitskrämer hat es jederzeit gegeben und giebt es auch heute noch. Aber in einem Punkt unter-

schied sich Barbier von der Mehrzahl seiner Brüder, denn er zeichnete auf, was er gesehen oder gehört hatte. Er schrieb, aber nur für sich, in aller Stille, nur zu seinem Vergnügen. Kam er von seinem schweren Tagewerk, allen Vorfällen nachzuforschen, als Augenzeuge Kunde davon zu erhaschen, ermüdet nach Hause, so vertraute er dem verschwiegenen Papier sein Wissen an. Grübeln über die dunkeln Seiten des Lebens hat ihm wohl nie Kopfweh gemacht, denn der Dichter sagt mit Recht:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

Barbier konnte zwar diese Schiller'schen Verse nicht vorausahnend citiren, aber er handelte, als ob er mit Kassandra's Klagewort einverstanden gewesen wäre. Er legte wenig Werth auf Gedanken und brachte auch ohne diesen beschwerlichen Ballast ein Tagebuch zu Stande, das seine Erfahrungen verewigte und das er viele Jahre lang gewissenhaft fortführte.

Barbier war bescheiden und sein Ich nahm in seinen Aufzeichnungen nur eine verschwindend kleine Stelle ein. Nur ausnahmsweise sprach er von sich, redete er einmal im Vorübergehen schmunzelnd von kleinen Liebesabenteuern, die er gehabt hätte, oder erwähnte er sein kleines Haus, das in der Nähe des heute

verschwundenen königlichen Schlosses Madrid im Gehölz von Boulogne stand. Er zog es vor, Thatsachen und Vorgänge in der ihn umgebenden Welt zu berichten, als unparteiischer, weil gleichgiltiger Zuschauer eines großen Spektakelstücks aufzumerken, sich zu unterhalten und dann davon zu erzählen. Er begann sein „Journal“ im Jahre 1718 und führte es bis zum Jahr 1763, also fünfundvierzig Jahre lang, fort. Freilich schrieb er nicht jeden Tag, aber doch mehrmals im Monat, je nachdem sich der Stoff häufte, und jeder Monat bildet einen Abschnitt, der oft viele Seiten umfaßt.

Barbier hatte die Leidenschaft des Chronisten. Er wäre, wenn er heute lebte, jeder großen Zeitung für ihre Lokalnotizen ein werthvoller Mitarbeiter. Seine Bekanntschaft mit einflußreichen vornehmen Herren setzte ihn in den Stand, vielerlei zu hören, was Anderen verborgen blieb, und die Informationen, die er sich holte, waren zwar oft einseitig, aber sie enthielten wenigstens einen Theil der Wahrheit, wenn sie auch nicht die volle Wahrheit enthüllen konnten. Als Barbier im Jahr 1771 starb, kam sein ausführliches Manuskript, sein Tagebuch, in die Hand eines Verwandten, des Parlamentsraths Barbier von Increville. Dieser fand sich durch manche vielleicht in Fuhrmannskneipen heimischen Ausdrücke und gar zu

grobe Anekdoten, wie es scheint, verletzt. Wenigstens machte er eine Anzahl von Stellen unleserlich, ohne doch alle mehr oder weniger anstößigen Berichte ausmerzen zu können. Wie wäre das auch bei einer detaillirten Geschichte des vorigen Jahrhunderts möglich gewesen? Barbier von Increville starb im Jahr 1830, und erst nach seinem Tod lernte auch das Publikum das interessante Journal kennen. Es erschien ein von der Gesellschaft für französische Geschichte veranlaßter Auszug daraus, aber erst in der Zeit des zweiten Kaiserreichs wurde es unverkürzt veröffentlicht*).

So gewiß Barbier geistig unbedeutend war, so werthvoll erscheinen uns doch heute seine ausführlichen Aufzeichnungen. Sie enthalten wichtige Beiträge zu der Kenntnis des achtzehnten Jahrhunderts und sind besonders darum so interessant, weil gerade die Zeit Ludwig XV. arm an Memoirenwerken ist. Dangeau's „Journal“ und Saint-Simons „Memoiren“ gehen nicht über die Zeit der Regentschaft hinaus, und das Tagebuch Barbiers bringt manchen früher unbekannten Beitrag zur Geschichte Ludwig XV. Während der fünfzigjährigen Regierung dieses Königs

*) Chronique de la Régence et du Règne de Louis XV (1718—1763) ou Journal de Barbier. 8 Bände. Paris, Charpentier 1857.

wogte ein unerquicklicher Kampf der Staatsgewalt mit den Parlamenten, und der römischen Kirche mit den Jansenisten hin und her. Barbier verfolgte als Jurist die Schwankungen in der Opposition der Parlamente mit besonderem Interesse, und seine Aufzeichnungen sind über keine andre Frage so ausführlich, wie über diese. Werthvoller aber als seine politischen Aufzeichnungen sind seine Mittheilungen über einzelne Tagesereignisse, Notizen über die verschiedensten Vorfälle, die er aneinander reihte, wie sie sich gerade boten. Das bunte Gemisch von heiteren und skandalösen Anekdoten, von einfachen Notizen und merkwürdigen Geschichten gewährt uns einen Blick in das Leben des Volks wie der feineren Gesellschaft und erlaubt einen Rückschluß auf die Sitten und den Kulturzustand jener Zeit. Aber nicht allein was Barbier sagt, sondern auch wie er es sagt, ist zu beachten. Er enthüllt dabei eine Denkweise, die uns verblüfft, oft fast unglaublich erscheint, und von den vielen Menschen, die er vor uns vorüberführt, ist er selber einer der merkwürdigsten. Wenn man ihn kennt und sich dann sagt, daß er nur einer von vielen war, die gleich ihm dachten, so versteht man so manche Erscheinung des achtzehnten Jahrhunderts, die sonst schwer zu begreifen wäre.

Barbier war ein Musterunterthan, ein frommer

Fridolin, der seiner Herrschaft treu ergeben und so loyal war, daß er selbst das Häßlichste für schön erklärte, sobald es seinem König zugeschrieben wurde. Andre Ehrenmänner heucheln diese Ergebenheit; sie strömen von Bewunderung über, so lang sie sich beobachtet glauben, entschädigen sich aber für den lästigen Zwang, den sie sich auferlegt haben, indem sie im Stillen alles das mit Hohn überschütten, vor dem sie sich kurz zuvor anbetend gebeugt haben.

Nicht so Barbier. Für ihn ist der König wirklich der Herr, der nach Belieben handeln kann und dem die Unterthanen blinden Gehorsam schulden. Ludwig XV. ließ im April 1759 durch seinen Kanzler dem Pariser Parlament erklären, daß es sich nicht in die Regierung zu mischen habe, daß die Machtvollkommenheit dem König gehöre, und daß die Rechte des Volks, von welchen man rede, gerade in jenen Gesetzen lägen, deren Hauptprinzip das Königthum sei. Es sei folglich durchaus gerechtfertigt, daß der König die absolute Macht, die ihm gehöre, auch ausübe. In noch schrofferer Weise wurde das Parlament von Rouen im August 1760 von dem Monarchen zurechtgewiesen. „Ich bin euer Herr“, erklärte er. „Ich sollte euch wegen eurer verwegenen Grundsätze strafen. Kehrt nach Rouen zurück, registrirt ohne

Zögern meine Edikte. Ich verlange Gehorsam . . ." Gegen diese herrische Willensäußerung Ludwig XV. findet Barbier nur eine einzige Einwendung zu machen. Er bedauert nämlich, daß eine so feste und männliche Erklärung nicht schon einige Jahre früher erfolgt sei. Hatte er vergessen, daß er schon fünfundzwanzig Jahre früher von einer sehr entschiedenen Haltung des Königs berichtet hatte? Im Mai 1732 hatte das Pariser Parlament Audienz bei Ludwig XV. und der erste Präsident wollte seine Anrede beginnen, als ihn der junge Monarch anfuhr:

„Schweigen Sie!"

Darauf trat ein andres Mitglied des Parlaments vor, um dem König wenigstens das Manuskript der Rede zu überreichen, aber dieser rief mit derselben verächtlichen Weise seinem Minister Maurepas zu:

„Zerreißen!"

Und das Parlament war entlassen.

Barbier war der Ansicht des gerühmten Prosaikers und schwächlichen Philosophen Balzac, der, um Ludwig XIII. und dem Kardinal Richelieu zu gefallen, in seinem Buch „Vom Fürsten" den großartigen Satz aufgestellt hatte, daß selbst der unschuldige Bürger schuldig würde, wenn er seinem König mißfiele!

Schon früher, als der Regent die Parlamentsräthe verhaften ließ (August 1718), bemerkte Barbier wohlgefällig: „Jene, welche die Macht in Händen haben, müssen Schlag auf Schlag energische Maßregeln treffen. Das ermuthigt die Muthigen, schüchtert die Ängstlichen ein und verhindert die Bildung von Parteien.“ Nach einigen Monaten wiederholte er diese Idee, die ihm besonders gefallen zu haben scheint. „Schlag auf Schlag und mit Nachdruck muß man sich der Gewalt bedienen. Das ist das beste Mittel, eine Partei, die noch nicht das Haupt zu heben wagt und noch nicht widerstehen kann, niederzuschlagen.“ (Januar 1719.)

Auch in andern Fällen begab sich Barbier jeder Kritik, sobald sie den König hätte treffen können. So berichtete er im März 1745 von den glänzenden Festen bei Hof. Während eines Monats drängten sich in Versailles Vergnügungen aller Art, Bälle, Opern, Schauspielvorstellungen und prunkvolle Ballete. „Nach all diesen Festen, die sehr viel gekostet haben, entstand die Frage, woher das Geld für die Kriegführung nehmen? Das Parlament registrirte, nach einigem mehr scheinbaren Sträuben, fünf neue Steuergesetze . . .“ Bei einem andern Mann könnte man denken, diese einfache Nebeneinanderstellung enthalte die schärfste Kritik, und der Verfasser setze absichtlich

kein Wort hinzu. Aber Barbier dachte offenbar wirklich nicht weiter. Er registrirte so gelassen, als wäre er ein Parlamentsrath nach dem Herzen Seiner Majestät gewesen. Ja wenn er selbst in seinem Besitz geschädigt wurde, murrte er nicht. Im Oktober 1759 suspendirte der König durch ein Edikt die Zahlungen der Staatskasse auf ein Jahr, um die Kosten des Kriegs gegen England und Preußen zu bestreiten, und eine ähnliche Maßregel wurde im März 1761 getroffen. Solche Regierungsweisheit pflegt selbst Leute, die sonst sehr nachgiebig sind, zu verstimmen. Aber Barbier hatte schon Schlimmeres erlebt, ohne sich aufzubäumen. In dem furchtbaren Bankerott, der in Folge der Law'schen Spekulationen über Frankreich hereingebrochen war, hatte er sechzigtausend Livres verloren, aber auch dieses persönliche Mißgeschick nur ganz kühl, im Ton des Chronisten, notirt. „Noch im Januar hatte ich sechzigtausend Livres", schrieb er am 21. Januar 1721, „aber heute ist das Alles zu nichts geworden. Ich habe nicht einmal Geld, um meinen Dienstleuten ein Neujahrsgeschenk zu geben, und das trifft mich, ohne daß ich gespielt oder verloren hätte!"

Ein Türke, der an das Fatum glaubt, könnte sein Schicksal nicht gelassener hinnehmen. Dabei aber wird der sonderbare Kauz oft ausnehmend kompro-

mittirend, und ein scharfer Tadel von Seiten Barbiers würde dem Andenken Ludwig XV. manchmal weniger schaden, als dessen Lobsprüche. Der König gab seinen getreuen Unterthanen Anlaß zu manchem Kopfschütteln. Nur Barbier schüttelte nicht, obwohl es zeitweise außerordentlich schwer sein mußte, gewisse Vorgänge zu entschuldigen oder gar zu loben. Ein einziges Mal äußert er in seinem Tagebuch eine Art Befremden über die Mordlust, die bei dem jungen König zu Tage trat. Es war im April 1722. Ludwig XV. war damals zwölf Jahre alt und hatte zu seiner Unterhaltung eine weiße Hirschkuh, die so zahm war, daß sie ihm aus der Hand fraß, und die sich überhaupt sehr anhänglich an den Knaben zeigte. Eines Tags aber kam diesem die Laune, das schöne Thier zu tödten. Er schoß auf dasselbe, verwundete es aber nur, und dieses kam mühsam zu ihm, um ihm die Hand zu lecken und gleichsam um Hilfe zu flehen. Aber ungerührt, hieß Ludwig die Hirschkuh etwas weiter führen und schoß sie nieder. „Man findet das sehr hart", erlaubt sich selbst Barbier zu sagen, und er gedenkt dabei eines ähnlichen Zeitvertreibs, den man dem König in früherer Zeit veranstaltet hatte und dessen auch Dangeau in seinen Memoiren (April 1716) Erwähnung thut. In einem großen Saal hatte man etwa tausend Sperlinge zusammengebracht und dann

einige Falken auf sie losgelassen, die eine gewaltige Metzelei unter den Thierchen anrichteten.

Doch eine solche Anwandlung von Opposition war eine Ausnahme bei unserm Chronisten. Er erzählt zwar die mannigfachsten Geschichten von seinem König, findet aber für gewöhnlich alles, was jener thut, in der Ordnung. Höchstens bemerkt er einmal schüchtern, daß man über einen Vorfall oder einen Charakterzug „besorgt" sei.

Im Herbst des Jahres 1740 herrschte im Land große Theuerung und das Elend war groß. In Paris kam es zu Unruhen, das Volk rottete sich zusammen und plünderte die Bäckerläden. Viel konnte der König und seine Regierung gegen die momentane Noth nicht thun, aber in der unumschränkten Monarchie verlangt man in allen Schwierigkeiten Hilfe und Rettung von dem, der die sämmtlichen Kräfte des Landes in sich zu vereinigen behauptet. Zum wenigsten hätte Ludwig XV. seine Theilnahme beweisen sollen. „Das gerade macht besorgt", bemerkt Barbier, „daß der König bei diesem Unglück so gleichgiltig bleibt. Er läßt sich weder in seinen Jagden noch seinen Reisen stören. Man sagt, der Kardinal (Fleury) habe ihm von den Kriegsnachrichten und der Theuerung gesprochen, aber gar keine Antwort darauf erhalten."

Um so entschiedener nahm Barbier im August 1724 die Partei des Königs, der bereits die Regierung angetreten hatte. Der vierzehnjährige Monarch hatte noch keine Favorite, was der Hof sehr auffallend fand. Man munkelte von andern Leidenschaften des jungen Herrn und die geschäftigsten Leute seiner Umgebung veranstalteten für ihn einen Ausflug nach Chantilly. Siebzehn vornehme Damen begleiteten ihn und man rechnete darauf, daß er sich gewiß von einer derselben fangen lassen würde. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. „Ich gestehe", sagt Barbier, „daß ich das bedaure, denn er ist ein schöner Prinz. Aber wenn sein Geschmack so ist, was läßt sich da thun? Er braucht sich nicht zu geniren."

Indessen sollte der gute Barbier noch seine Freude haben. Die Gräfin von Mailly errang endlich doch die allerhöchste Gunst, und der Chronist konnte im Januar 1737 notiren: „Die Frau Gräfin von Mailly gilt noch immer als die Favorite des Königs. Die Soupers drängen sich jetzt auf der Muette im Boulogner Wäldchen oder im Schloß Madrid. Der König bekommt allmählich Geschmack an den gewöhnlichen Vergnügungen. Es ist ganz gut, daß er ein wenig in seiner Jagdwuth nachläßt, die doch sein Temperament verderben und ihn finster und men-

schenscheu machen mußte. Der Umgang mit den Damen und die Vergnügungen werden ihn weniger Zeit kosten und auf seinen Geist und sein Herz bildend einwirken."

Bewunderswerther Barbier! Dein Scharfblick sah in die Zukunft voraus und ahnte die kommenden Dinge. Ludwig XV. fand sich wahrscheinlich nie genugsam gebildet und begünstigte daher der Reihe nach viele Damen seines Hofs. Frau von Mailly wurde nach einiger Zeit von ihrer eignen Schwester gestürzt, und diese beherrschte als Herzogin von Chateaurour einige Jahre hindurch den König.

Während das Volk diese theuren Lehrmeisterinnen verwünschte, empfand Barbier für jede derselben unbegrenzte Hochachtung, ja eine Art Dankbarkeit für die Liebe, die sie dem Landesvater widmeten. Freilich glühte er gerade nur so lang, als des Königs Gunst währte, und Niemand verdammte die gestürzten Sultaninnen härter, als er.

Man kennt die Katastrophe von Metz. Frankreich war im Bund mit Preußen gegen Maria Theresia und ein schwerer Krieg wurde in Deutschland geführt. Im Sommer 1744 raffte sich König Ludwig auf und beschloß an der Spitze seiner Soldaten ins Feld zu ziehen. Die Herzogin von Chateaurour begleitete ihn. Aber schon in Metz verfiel der König

in eine schwere Krankheit. Man fürchtete für sein Leben, und der Erzbischof verweigerte Ludwig die Sterbesakramente, so lange die Herzogin noch in seiner Nähe weile. Der König unterwarf sich, sprach öffentlich ein reuiges Bekenntnis seiner Sünden und verbannte seine Geliebte. Alsbald schrieb Barbier in sein Tagebuch: „Frau von Chateauroux und Frau von Lauraguais (deren Schwester) haben nur, was sie verdienen. Sie sind wie die gemeinsten .... mit Schimpf und Schande weggejagt worden."

Doch der König fand seine Gesundheit wieder, kehrte nach Paris zurück, und die Herzogin hatte alle Aussicht, noch einmal in Gnaden aufgenommen zu werden. „Der König hat den Grafen Maurepas zu ihr geschickt, sich gewissermaßen entschuldigt und sie gebeten, an den Hof zurückzukehren. ... Gewiß, die übereilte Beleidigung, die man Damen des Hofs von diesem Rang anthat, erforderte eine Art Genugthuung."

Der Tod, der die Herzogin kurz darauf hinwegraffte, machte es Barbier unmöglich, noch weitere Sinneswandlungen ihr gegenüber zu bethätigen.

Wie weit er aber überhaupt in seiner Bewunderung der königlichen Person ging, zeigte er, als er von einem Unwohlsein schrieb, das sich Ludwig XV. durch eine Überladung des Magens zugezogen hatte.

Mit inniger Freude verzeichnete Barbier, daß der Monarch Brechpulver genommen und eine „évacuation charmante“ gehabt habe. Wenn etwas die Höflichkeit des vorigen Jahrhunderts beweist, ist es gewiß das Wort charmante in dieser Verbindung.

Einen andern Ton aber schlägt der Chronist an, wenn er von dem König absieht. So weit hatte sich doch auch in ihm das bürgerliche Selbstgefühl entwickelt, daß er sich den Herzögen und Pairs gegenüber kritische Bemerkungen gestattete. Im Leben gewiß sehr ehrerbietig, war er für sie in seinem „Journal“ manchmal schon recht hart. In ihnen sah er doch auch nur Menschen und Unterthanen. Freilich trieben diese es auch gar zu arg, machten z. B. bei einem Gelage eine vornehme Dame bis zur Regungslosigkeit betrunken, entledigten sie ihrer Kleider und fuhren sie, als Wickelkind in Tücher eingeschlagen, nach Hause. Derselben Dame, von der Barbier das erzählt, legte ein Prinz Condé unbemerkt zwei Feuerwerksstücke, eine Art Frösche, unter den Stuhl, die angezündet wurden und die arme Frau jämmerlich verbrannten. Das waren Scherze aus der Zeit der Regentschaft, denn Barbier berichtet das im Februar 1721, und nicht lange darauf hat er zu melden, daß man sechs der vornehmsten jungen Aristokraten wegen Liederlichkeit vom Hof verwiesen habe. Man mag sich vorstellen, wie weit die Herren

gegangen sein mußten, wenn sie selbst vom Regenten nicht mehr geduldet werden konnten. „Und das ist kaum mehr als zwanzig Jahre alt!“ Bei solchen Gelegenheiten bricht bei Barbier eine demokratische Gesinnung hervor; aber seiner gemeinen Natur entsprechend ist auch diese Regung niedrig. Wenn er konstatirt, daß der französische Adel geistig und physisch zurückgeht, hat er kein patriotisches Bedauern, keine ethische Aufwallung, sondern höchstens eine boshafte Freude. „Was ist angenehmer“, sagt er gelegentlich einer anonymen Schrift gegen die Familie der Grafen Nogent, „als zu sehen, wie die vornehmen Leute heruntergerissen werden.“

Solche Anwandlungen rebellischer Gelüste dauerten bei dem braven Mann niemals lange, und er machte sie immer wieder durch unterthänige Huldigungen gut. Hatte er sich kurze tadelnde Äußerungen über den Prinzen von Clermont aus dem Hause Condé erlaubt, der, obwohl Abbé, doch im galonnirten Kleid umherging und so leichtsinnig und ausschweifend lebte wie nur irgend ein Standesgenosse, so liest er sich und den Philistern seines Gleichen bald darauf den Text über so niedrige Denkweise. Der Prinz zog nämlich trotz seines geistlichen Charakters als General zu Feld und zeichnete sich bei der Belagerung von Furnes aus (1744). Flugs schrieb Barbier: „Da sieht man, was

man vom Stadtgeschwätz zu halten hat. Was hat man nicht alles im vorigen Jahr gegen den Prinzen gesagt, und nur wegen Mademoiselle Le Duc, seiner Geliebten! Das Publikum zeigt sich da recht in seiner Einfalt. Denn wenn ein Prinz, der als Abbé von Saint-Germain des Prés gar nicht zu Feld zu ziehen brauchte, es doch thut und sich muthig der Gefahr aussetzt, so darf er in der Stadt leben, wie er will, ohne daß die Philister, die vor einer Rakete in den Straßen erschrecken, oder Frauen, die sich ärgern eine Dirne in einem Wagen paradieren zu sehen, das Recht hätten, darüber zu räsonniren."

Mit dieser Art, die Welt zu betrachten, stimmt es vortrefflich, wenn Barbier, ein rechter Egoist, selbst in Kleinigkeiten komisch wird. Er wohnte einmal, wie natürlich, einem öffentlichen Fest bei, das durch einen heftigen Platzregen gestört wurde, und wurde dabei tüchtig naß. Das war sehr unangenehm, denn er konnte am Ende einen Schnupfen davontragen. Aber in dieser trüben Aussicht tröstete ihn der Gedanke, daß die vielen Tausende von Zuschauern nicht besser daran waren und vielleicht auch eine Krankheit davontragen konnten. „Glücklicherweise", schrieb er in sein Tagebuch, „theilten die Andern dieses Los mit mir."

Doch lassen wir die Person des Verfassers und wenden wir den Blick auf das Bild der Zustände, das

sich aus seinen Aufzeichnungen ergiebt. Wenn uns Barbier selbst als das Muster eines Bürgers erscheint, wie er nicht sein soll, und erkennen läßt, bis zu welchem Grad die politische Verkommenheit in manchen Kreisen damals gediehen war, sind seine ungeschminkten, jeder Tendenz baren Notizen für die Kenntnis der sozialen Verhältnisse in Frankreich von noch höherem Werth. Einzelne kurze Angaben, die er nur im Vorübergehen macht, werfen oft ein helles Licht auf weite Gebiete.

Mit dem Ernst eines gewiegten Politikers berichtet er über den bitteren Streit, welchen die Reifröcke bei Hof verursachen. Wenn die Königin im Theater zwischen zwei Prinzessinnen Platz nimmt, so bedecken die Röcke der Letzteren das Kleid Ihrer Majestät. Diesem Übelstand abzuhelfen, läßt man zu beiden Seiten der letzteren einen Sitz frei. Allein nun verlangen die Prinzessinnen dasselbe Recht gegenüber den einfachen Herzoginnen, und der ganze Hof geräth darob in nicht geringe Aufregung. Die hochgeborenen Gatten der beleidigten Damen mischen sich in den Streit, und ein in zahlreichen Abschriften verbreitetes Pamphlet, das die Reifrock-Frage behandelt, spricht in so beleidigenden Ausdrücken von den Prinzen, daß es öffentlich von Henkershand verbrannt wird.

Eine andere Mittheilung über den Luxus in der

Armee genügt, die Zerrüttung derselben klar zu machen. „Man wetteifert jetzt, wer die glänzendste Ausrüstung aufweisen kann“, schreibt Barbier im Oktober 1733. „Der Herzog von Richelieu, der früher als Gesandter in Wien war, aber noch nicht General ist, soll 72 Maulthiere, 30 Pferde, zahlreiche Dienerschaft mit sich führen und Zelte nach dem Muster des königlichen Zelts anfertigen lassen. Der Krieg ist eigentlich nicht ernsthaft; vielleicht birgt sich eine politische Absicht darin, daß man den Adel solche Ausgaben machen läßt. Er sinkt dadurch immer mehr und geräth in Abhängigkeit von der Regierung ... Reiche Generale nehmen Köche, ein ganzes Küchenpersonal mit ... Ein einfacher Dragonerhauptmann würde sich für entehrt halten, wenn er nicht seine Postchaise hätte. In Straßburg sollen jetzt achtzehnhundert solcher Wagen stehen, die der Marschall von Berwick nicht weiter lassen will.“

Eine königliche Verordnung suchte im folgenden Jahr dem Unfug ein Ende zu machen. Daß sie nicht beachtet wurde, bewies die Schlacht bei Roßbach.

Am schlimmsten erscheinen die Zustände in der Rechtspflege. Der französische Richterstand war gewiß im Ganzen von bestem Willen beseelt und ehrenwerth. Aber die Willkür herrschte doch, und die Strafgesetze waren noch nicht von dem humanen Geist berührt, der sich vielfach sonst schon geltend machte. Ein drasti=

sches Beispiel, wie man deren viele anführen könnte, wird von Barbier im Februar 1732 erzählt. Ein Ingenieur, Namens Tourterel, hatte mit Zustimmung des Herzogs von Noailles einen Plan für einen Neubau in Versailles gemacht, in dem die Garde, deren Hauptmann der Herzog war, untergebracht werden sollte. Der König genehmigte den Vorschlag, Tourterel schloß die nöthigen Verträge mit den Unternehmern ab und begann die Arbeiten. Plötzlich befahl Noailles sie einzustellen, und als Tourterel sich beschwerte, wurde er durch ein königliches Reskript in die Provinz verwiesen. Er versuchte den Streich abzuwenden, lief zu dem Minister-Kardinal und gab zu bedenken, daß er den Unternehmern mehr als sechzigtausend Livres schulde. Als Antwort auf seine Klagen erfolgte ein Verhaftsbefehl, und da Tourterel sich auch jetzt nicht beruhigen wollte, sondern eine Beschwerdeschrift einreichte, verfügte der Ministerrath die Vernichtung derselben und suspendirte den Advokaten, der sie verfaßt hatte!

Die Kriminaljustiz war noch schlimmer. Barbier hat eine fortlaufende Reihe von Mordthaten zu verzeichnen und dem entsprechend auch unaufhörlich von Tortur und Hinrichtung zu reden. Wir wollen die Leser nicht schaudern machen, indem wir von den barbarischen Folterungen und Hinrichtungen genauer

reden. Barbier, der wohl oft genug solchen Schauspielen beiwohnte, schildert die Vorgänge dabei sehr genau. Es sei nur kurz erwähnt, daß man noch im Jahr 1750 zwei Menschen verbrannte, daß über Mörder und Räuber gewöhnlich die Strafe des Räderns verhängt wurde. „Man spricht in Paris jetzt nur von Gehängten und Geräderten", schrieb Barbier im Juli 1722. „Jeden Tag werden jetzt Leute aus Cartouche's Bande hingerichtet." Damiens, der ein Attentat auf den König gemacht hatte, wurde im März 1757 in der raffinirtesten Weise gequält und dann durch vier Pferde zerrissen! Die Leichen von Selbstmördern wurden, mit dem Gesicht nach dem Boden gewendet, auf den Richtplatz geschleift, verkehrt an den Galgen gehängt und nach vierundzwanzig Stunden auf den Schindanger geworfen. (Februar 1729.) Wahrlich, wenn Montesquieu, Voltaire und die andern Philosophen nichts gethan hätten, als mit aller Entschiedenheit gegen diese Unmenschlichkeiten anzukämpfen, hätten sie doch schon ein unvergeßliches Verdienst erworben!

Man nennt das achtzehnte Jahrhundert nicht selten das Zeitalter der Aufklärung, der Philosophen. Gewiß mit Recht, wenn man sieht, daß diese Philosophen selbst in dem Tagebuch Barbiers einen wichtigen Platz einnehmen. Die Literatur beachtete unser Chronist

nicht, höchstens daß er einmal vom Theater sprach. Er hatte keinen Sinn für Poesie. Aber von der Mitte des Jahrhunderts an erscheinen bei ihm die Namen der Philosophen, erwähnt er der Encyklopädie, der Bücherkonfiskationen, der Arretirungen unliebsamer Schriftsteller. Er kennt deren Werke nicht, wohl aber ihre Namen, die dem Publikum allmählich geläufig werden. Man sieht auch in seinem „Journal", wie sich eine Katastrophe vorbereitete.

Man hat oft die Meinung ausgesprochen, daß sich das Volk im vorigen Jahrhundert in schlimmerer Lage befunden habe, als im dreizehnten. Dieses Elend war freilich allgemein und in Frankreich vielleicht weniger groß, als in andern Staaten. Aber es macht doch einen tiefen Eindruck, wenn wir davon lesen, daß ein hoher Beamter im Jahr 1739 es wagte, dem König in einer offiziellen Ansprache von den Leiden des Volks zu reden. Le Camus, der Präsident der obersten Steuerbehörde (de la Cour des Aides), sagte zu Ludwig XV.: „Sire, der Schall der Trompeten verkündet Ihrem Volke den Frieden, dem armen Volk, das ohne Brot und ohne Geld im Elend schmachtet, das mit den Thieren des Feldes um die Nahrung streiten muß, während der grenzenlose Luxus der Steuerpächter und Spekulanten ihrer Leiden noch zu spotten scheint . . ."

Eine so ungewöhnliche Anrede erfüllte den Hof mit stummem Entsetzen; selbst der König schien überrascht. Aber man nahm sie nicht ernst, Kardinal Fleury, das Haupt des Ministeriums, wandte sich zum Finanzminister und sagte spöttisch: „Er rächt sich, weil wir ihm voriges Jahr Geld verweigert haben.“ Kleine Staatsmänner geben ihrer Zeit oft das Gepräge des eigenen kleinen Geistes, aber ohne es zu wollen, bereiten sie ihren Nachfolgern die schwierigsten Aufgaben.

In das bunte Bild der Zeit gehören auch die Szenen der gewaltsamen Entführung Tausender von Menschen, welche die französischen Besitzungen am Mississippi bevölkern sollten. Eine einfache Verordnung genügte, und die Polizei stellte wahrhafte Treibjagden auf Vagabunden, Dirnen und allerlei schlechtes Gesindel an, das dann auf Schiffe gepackt und versandt wurde. Die Unglücklichen starben unterwegs schon massenhaft, und die Wenigsten kamen bis an den Ort ihrer Bestimmung, wo sie denn auch in kurzer Zeit zu Grunde gingen. Bei diesem tyrannischen Vorgehen liefen zudem häufige, oft wissentliche, Versehen mit unter. Gar Mancher, der einen Gläubiger, einen Nebenbuhler oder Gegner hatte, dabei aber Geld besaß, um sich an der richtigen Stelle einen energischen Freund zu gewinnen, entledigte sich des Gehaßten in

aller Stille, indem er ihn gelegentlich einer Razzia ergreifen ließ.

Und während man so eine andre Art von Sklavenhandel versuchte, gab es von Zeit zu Zeit in Paris und andern Städten feierliche Prozessionen, welche der geistliche Orden de la Merci veranstaltete. Dieser Mönchsorden war schon im 13. Jahrhundert in Spanien gestiftet worden und hatte auch eine Abzweigung in Frankreich. Seine Aufgabe war es, Christensklaven in Algier und den andern Barbareskenstaaten loszukaufen. Diese der Freiheit und dem civilisirten Leben zurückgegebenen Menschen wurden in feierlichem Umzug gezeigt, um zu milden Gaben für weitere Hilfe anzuregen.

Wir müssen uns beschränken. Was wir aus dem „Journal“ mitgetheilt haben, genügt wohl zu seiner Charakterisirung. Es zeigt auch, daß man in der Geschichte Frankreichs weit zurückgehen muß, um die Ursachen der Revolution zu finden. Barbier zeigt einige davon in voller Deutlichkeit. Das unsittliche Leben des Königs und seiner Großen, die Zerrüttung des Wohlstands durch die Law'schen Spekulationen, die Tyrannei der Regierung, die bei all dem doch so schwach war, daß man sie verspottete, die Anarchie, die sich in der Kirche wie in der bürgerlichen Gesellschaft geltend machte, die langsame aber

sichere Einwirkung der philosophischen Ideen — alles das tritt uns in der Chronik wie in einem Spiegel entgegen. Die französische Revolution erschreckt uns durch die Blutgier, die das Volk bekundete. Aber konnte es anders sein, wenn man durch gräßliche Hinrichtungen den Sinn der Menschen für derlei Schrecken abstumpfte? Was dem Römer Gladiatorenkämpfe, das war dem Pöbel, auch dem gebildeten Theil desselben, eine Hinrichtung. Man drängte sich dazu, wie zu einem unterhaltenden Schauspiel.

Als die Prinzessin Henriette, eine Tochter des Königs, im Jahr 1752 starb und ihre Leiche in feierlichem Zug nach Saint-Denis gebracht wurde, erlaubten sich die begleitenden Gardesoldaten die frechsten Scherze; sie brannten den Zuschauern die Perücken an oder warfen brennende Fackeln unter die dichtgedrängte Menge. Sie gaben damit ein Beispiel, das in den Tagen der Revolution Nachahmung fand. Die Schändung der Königsgräber in Saint-Denis war doch mit eine Folge der Mißachtung, in die sich die herrschenden Kreise bei dem Volke gebracht hatten.

Nicht weniger bezeichnend ist es, daß Barbier ein Vertrauensmann der Regierung war. Wer sich solche Stützen wählt, muß fallen. Barbier wurde im Jahr 1750 in die Zahl der Notabeln aufgenommen, welche den Vorstand (den Prevost) der Kaufmanns-

gilde zu wählen hatten. Es war dies eins der letzten Scheinrechte, die man den Parisern gelassen hatte. Ludwig XIV. nahm den Städten das Recht, ihre Obrigkeit zu wählen, und verkaufte es ihnen dann wieder gegen klingende Münze. Das begründete einen einträglichen Privilegienhandel, da sich das lustige Spiel ja mehr als einmal wiederholen ließ.

Und wenn nur diese theuer erkauften Rechte des Geldes werth gewesen wären! Aber Barbier lehrt, was man von ihnen zu halten hatte.

Er erzählt ausführlich, wie er sein Wahlrecht ausübte. Er wurde in einem Galawagen abgeholt, fuhr in feierlichem Pomp am Rathhaus vor, in dem sich die Notabeln versammelten. Die Sitzung wurde durch einige Reden eröffnet, in welchen zwar nicht vom Interesse der Stadt und der Gilde, wohl aber von der Gnade des Königs und den Hoffnungen der Dauphine gehandelt wurde. Darauf kam der Augenblick der Wahl. Die Wahlmänner wurden der Reihe nach vorgerufen; jeder kniete auf einem Sammtkissen nieder und schwur, nur nach Pflicht und Gewissen zu wählen. Dann warf er würdevoll und ernst seinen Stimmzettel in eine Tasche von rothem Sammt.

Nichts kann feierlicher sein.

Aber Barbier gesteht offen ein, daß die Regierungskommissäre jedem Wahlmann vor der Sitzung

einen schon ausgefüllten Wahlzettel gegeben hatten, daß also Schwur und Wahl nur eitel Komödie war. Er schämt sich dessen natürlich nicht, sondern findet alles in der Ordnung. Er fühlt sich sogar höchst geehrt, daß man ihm und seinen Kollegen nach beendeter Wahl ein lukullisches Mahl darbot. Am Schluß desselben wurde jedem Gast ein Körbchen mit Früchten und Bonbons überreicht, das sie mit nach Hause nehmen durften, und Barbier kehrte heim, fröhlich, stolz und loyal.

Eine Seite der Memoiren, wie die eben citirte, hat oft den Werth eines geschichtlichen Dokuments.

Zum Schluß aber noch eine Bemerkung. Menschen wie Barbier hat es zu jeder Zeit und in jedem Land gegeben. Wir wollen uns nicht überheben, denn wir hätten keine Diogeneslaterne nöthig, um sie auch heute zu finden.

Dilettanten-Komödie

während des

18. Jahrhunderts.

I.

Das Leben zu genießen, ist eine Kunst, die nur Wenigen gegeben ist. Vielleicht hat die Natur, die man gemeinhin als eine gütige Mutter bezeichnet, vielen Menschen die Anlage dazu verliehen, aber die Verhältnisse, in welche sie gerathen, hindern jedenfalls oft die Entfaltung dieses glückbringenden Talents. Geschäfte, Ehrgeiz, Leidenschaften aller Art werfen ihnen unübersteigbare Hindernisse in den Weg, reißen sie in wirbelnde Abenteuer, bringen ihnen Verwickelungen und Ärgernisse in Fülle. Viel glückliche Umstände müssen zusammentreffen, um ein Menschenkind zu einem wahrhaften Lebenskünstler zu machen. Wir denken hierbei nicht an den echten Philosophen, der seine Welt in sich trägt und bestrebt ist, sich von der Tyrannei der äußeren Lebensumstände zu befreien; wir bezeichnen mit jenem Wort vielmehr den Virtuosen des Genusses, dessen sorgsam ausgeklügeltes System auf die möglichste Ausbeutung seines Daseins abzielt, der Maß und Harmonie als nothwendige Elemente auch seiner Kunst erkannt hat. Der Lebens=

künstler ist nicht der beste der Menschen; er muß ein rechtschaffener Egoist sein, der sich von dem Unglück seiner Mitmenschen nur angenehm rühren, nie aber erschüttern läßt.

Solche Lebenskünstler finden sich in Zeiten des Niedergangs häufiger als sonst. In etwas sumpfiger Luft gedeihen sie am besten.

Auch unter den Völkern giebt es einzelne, die sich auf die Kunst des Lebensgenusses besser verstehen als andere; der Südländer im Allgemeinen mehr als der Bewohner der nordischen Gegenden, die politisch unreife Nation mehr als das thatkräftige Volk, das seine Angelegenheiten selbst zu führen versteht.

Wenn es aber je eine Zeit und ein Geschlecht gegeben hat, das diese Kunst bis zur Meisterschaft ausbildete, war es gewiß die feine Gesellschaft in Frankreich während des 18. Jahrhunderts.

Das Staatsleben bot damals im Land der Bourbonen ein trauriges Bild zunehmender Krankheit. Frankreich litt unter den Folgen der despotischen Politik Ludwig XIV. und seiner fortwährenden Kriege. Die vornehmen Kreise waren demoralisirt, und das Königthum, das jüngst noch von einer strahlenden Glorie umgeben schien, verlor mit jedem Jahrzehnt an Autorität und Achtung. Selbst nach Außen hin war das Ansehen des Landes gefährdet, und was

das Schlimmste war, das niedere Volk erlag fast den Lasten, die ihm auferlegt wurden.

Um so angenehmer waren die Verhältnisse, in welchen die höheren Stände lebten. Wenig Pflichten, wenig Arbeit, aber viel Vorrechte! War auch der Adel seines politischen Einflusses seit lange beraubt, so waren ihm doch seine Privilegien geblieben. Angesehen und im Alleinbesitz der einträglichen hohen Ämter in Staat und Kirche, führte er ein sorgenloses und bequemes Leben. Allerdings gerieth er darüber in Schulden, aber der König war ja, fast hätten wir gesagt, verpflichtet, die aristokratischen Familien in ihrem Glanz zu erhalten, nachdem er sie ihrer Macht entkleidet hatte. Es fiel also fortwährend ein milder Regen von Gnadenbeweisen, von reich dotirten Sinekuren, Hofämtern, Pfründen und Pensionen auf die Armen, die ihr Vermögen vergeudet hatten oder die als nachgeborene Söhne keinen Anspruch auf den väterlichen Besitz erheben konnten und doch nicht arbeiten mochten.

Kein Wunder, daß der Adel sich in den Vorzimmern des Versailler Schlosses drängte, wenn er auch seine Besitzungen in der Provinz darüber vernachlässigen mußte.

Neben dem Adel bildete der Richterstand eine Klasse für sich, denn die Stellen vererbten sich hier

gleich jedem anderen Besitz und mit der Zeit hatte sich ein eigener Gerichtsadel gebildet, der eine große Anzahl begüterter und angesehener Familien umfaßte. Neben ihnen traten noch die Steuerpächter und Finanzspekulanten auffallend hervor, da sie riesige Summen vom Staat gewannen und das leicht erworbene Vermögen durch ihre Verschwendung oft ebenso schnell wieder vergeudeten. Sie suchten vornehm zu scheinen, indem sie liederlich waren, und gar mancher von ihnen glaubte sich verpflichtet, den Mäcen zu spielen, wenn er auch von Kunst und Literatur so gut wie nichts verstand.

Der steigende Wohlstand des Bürgerthums und dessen Bildung hatte den Unterschied der verschiedenen Rangklassen zwar nicht aufgehoben, aber die Kluft, die sie früher schied, überbrückt. Der Unterschied der Sitten und Lebensanschauungen war fast ganz geschwunden, und so war es möglich, daß in der Gesellschaft mannigfach ausgleichende Verschiebungen stattfanden. Man nahm das Leben leicht, hörte wenig von politischen Kämpfen und fühlte sich im Ganzen unter einer milden Despotie recht wohl. Man hatte Freiheit zu denken, zu schreiben und auch — wenn es nicht zu laut geschah — zu sagen, was man wollte. Nur selten wurde ein Buch verbrannt, ein Schriftsteller wegen grober Äußerungen eingesteckt. Von

Zeit zu Zeit erinnerte der König daran, daß er unbeschränkte Macht über seine geliebten Unterthanen hatte, und ließ dann Verhaftsbefehle — die bekannten „Lettres de cachet“ — ausfliegen, welche mißliebige Personen auf kürzere oder längere Zeit der Öffentlichkeit entzogen. Warum das Gericht mit solchen Angelegenheiten behelligen? Der gütige Monarch oder sein Minister gaben derlei Befehle doch meistens nur, wenn es galt, in einer angesehenen Familie Ordnung zu schaffen oder einen Skandal zu beendigen. Noch seltener als die Despotie machte sich der religiöse Fanatismus bemerkbar; — er zuckte nur manchmal, einem Blitzstrahl gleich, auf einen Menschen nieder. Allerdings fallen uns dabei einige böse Geschichten ein, wie z. B. der gräuliche Gerichtsmord, der an dem siebzigjährigen Calas zu Toulouse begangen wurde. Der schwache Greis, ein frommer Protestant, wurde gefoltert und dann gerädert, weil er seinen Sohn, einen starken Mann, wegen dessen Abfalls zum Katholizismus aufgehängt haben sollte! Und der siebzehnjährige La Barre wurde gefoltert und dann enthauptet, seine Leiche verbrannt und in alle vier Winde zerstreut, weil er zu Abbeville irreligiöse Lieder gesungen und vor einer Prozession von Kapuzinern den Hut nicht abgenommen hatte! Aber das waren doch Ausnahmen, und nur gar zu nervöse

Leute, wie Voltaire, wurden durch solche Vorkommnisse in besondere Aufregung gebracht.

Im Allgemeinen lebte man froh und sorglos dahin. Die Sitten waren so hübsch, so gefällig, so ganz auf die Annehmlichkeit geselligen Verkehrs berechnet, daß sich wenig andre Zeiten in dieser Hinsicht mit dem 18. Jahrhundert messen können. Die Ehe konnte Niemand mehr drücken. War sie auch nicht gerade mißachtet, so galt sie doch den Meisten nur als eine äußerliche, im Interesse geregelter Erbfolge nöthige Förmlichkeit. Einzelnen wollte das Anfangs nicht gefallen, allein sie lernten sich fügen, um nicht lächerlich zu erscheinen. Dafür wurden die Verpflichtungen eines freien Verhältnisses oft um so gewissenhafter beachtet, wohl gar als ein legitimer Bund angesehen und von der Gesellschaft hingenommen.

Charakteristisch für die Zeit war die wachsende Macht des Rokoko. Da war in dem Schmuck der Bauten, in der Verzierung der Zimmerwände und der Möbel, in den kleinen Schmuck- und Nippessachen Alles rund und gefällig, jede scharfe Ecke und Kante vermieden. Die zarten Farben herrschten vor und auch in der Tracht sprach sich der Sinn des Jahrhunderts deutlich aus. Die große Perücke verschwand, und man zeigte nun das gepuderte Haar, das in fest gebrannte Locken gelegt war und die Stirn

frei ließ. Die Mode des Puderns verrieth den raffinirten Geschmack, denn das jugendliche Gesicht, wie die reiferen Züge erhielten durch die weiße, an sich so seltsame Umrahmung den Ausdruck der Feinheit, die Augen blickten größer und klüger aus dem glatten Antlitz. Und für geistvoll und witzig zu gelten, war ja das Ziel der eleganten Herren und Damen. Der Witz, der eigenthümlich feine epigrammatische Witz, der den Franzosen besonders zu Gebot steht, war niemals so mächtig, wie damals. Er herrschte in den Salons, und die Salons herrschten über Frankreich. Darum war Voltaire, der personifizirte Geist und Witz, der eigentliche König, und darum waren die Schriftsteller, die sich einen Namen gemacht hatten, in allen Kreisen, selbst den höchsten, willkommen und geehrt. Feindlich behandelt und verachtet wurde nur, wer Langeweile brachte.

Das ganze Leben hatte, wie es schien, nur die eine Aufgabe, zu unterhalten. Es war eine einzige große Komödie. War die Tracht nicht an sich eine Maskerade? Der Puder, der dem Haar die natürliche Farbe nahm, das Schönpflästerchen, das nichts zu bepflastern hatte und nur zum Schmuck diente — gehörte das nicht Alles mehr zu einer lustigen Verkleidung? Eine Komödie war das Familienleben in den sogenannten feinen Kreisen, eine

Komödie das Staatsleben, das scheinbar so Viele beschäftigte und doch Niemand ernstlich interessirte. Und was war selbst der Krieg zu Zeiten anders, wenn eine Posse, wie die von Roßbach, aufgeführt wurde?

So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß das Theater eine große Rolle im Leben der eleganten Welt des vorigen Jahrhunderts spielte. In Zeiten politischer Schwäche widmet das Volk gewöhnlich dem Theater eine allzu große Aufmerksamkeit. Nicht die Liebe zur Kunst, sondern die Neugier, frivoles Interesse an den Vorgängen in der Theaterwelt, sind dann die Motive dieser Vorliebe. Schon in der alten Zeit war das nicht anders. Die römischen Imperatoren beschwichtigten die Bevölkerung der Hauptstadt mit großartigen Schaustücken, Kampfspielen und Seeschlachten; in Byzanz wuchsen die Parteien der Rennbahn mehr als einmal zu solcher Bedeutung, daß der Staat darüber ins Schwanken gerieth. So schlimm war es in Frankreich nicht. Aber da auch dort den gebildeten Klassen jeder Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten entzogen war, widmeten sie dem Theater eine unverhältnismäßig große Theilnahme. Und doch gab es nur wenige Bühnen in Frankreich, die als Kunstinstitut ernster Aufmerksamkeit würdig waren. Eigentlich wurde die Kunst nur

von der Comédie française und von der Oper zu Paris gepflegt. Die Theater in der Provinz, selbst in den großen Städten, waren nicht zu rechnen. In Paris aber hatten die beiden genannten Bühnen solche Privilegien, daß kein andres Theater neben ihnen aufkommen konnte. Die Comédie française hatte ausschließlich das Recht, Stücke verstorbener Autoren aufzuführen, womit ihr das ganze klassische Repertoire gesichert war. Sie allein durfte Trauerspiele geben, und um jede ernstliche Rivalität auch auf den andern Gebieten fernzuhalten, hatte man den kleineren Theatern, die im 18. Jahrhundert allmählich entstanden waren, eine Reihe lächerlicher Beschränkungen auferlegt. So durfte das Variétéstheater kein Stück aufführen, das mehr als drei Akte hatte, ein andres sollte nur italienische Opern in französischer Übertragung bringen, ein andres nur Schauspiele, die „gut ausgingen", wieder andre mußten die Bühne und den Zuschauerraum durch einen Gazevorhang scheiden, hinter dem die Schauspieler sich zeigten. Die Willkür herrschte auch hier, wie überall, und endete erst mit der Bewegung des Jahres 1789. Es konzentrirte sich somit während des ganzen Jahrhunderts alle Aufmerksamkeit auf die zwei vom König subventionirten Theater, die Comédie française und die Oper.

Das aber genügte nicht, und gerade diese Armuth an Theatern war mit die Veranlassung, die Dilettantentheater in unglaublicher Weise zu fördern. Die Bretter selbst zu betreten, stimmte so recht zu dem Geschmack der Gesellschaft. Da gab es Gelegenheit, dem kleinen Ehrgeiz zu genügen, seine Talente, seine Schönheit, seine Grazie zu zeigen. Die gelangweilten Müßiggänger fanden Beschäftigung, die doch keinen Ernst verlangte; die Proben boten die schönste Gelegenheit, kleine Liebesromane zu beginnen und da der eigenthümliche Reiz, die Aufregung des Spiels dazu kam, verbreitete sich diese Mode bald über das ganze Land. Man spielte überall, bei Hof, in den Schlössern der Herzoge und Grafen, im Salon des Richters und des reichen Steuerpächters, wie im Haus des wohlhabenden Bürgers. Herzoginnen traten öffentlich auf, auch Geistliche verschmähten es nicht, ihre Kunst zu zeigen, bis zuletzt sogar eine Königin die Bühne betrat.

In den folgenden Skizzen wollen wir an einigen hervorragenden Beispielen zeigen, wie diese Manier wuchs und sich verbreitete. Man kennt den Charakter Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert nicht ganz, wenn man diesen Zug übersieht.

II.

Als das 18. Jahrhundert anbrach, war es düster am Hof des Königs Ludwig XIV. Er war alt geworden, ein Frömmler, und statt der glänzenden Feste, die er früher gegeben hatte, sah Versailles nur noch steife Etikette und mürrischen Ernst. Die Langeweile herrschte im Königsschloß. Es war so weit gekommen, daß der greise König seine Höflinge zur Rede stellte, wenn sie nicht fleißig zur Messe gingen.

So trug denn der Hof große Frömmigkeit zur Schau, und die Damen suchten sich dem Herrscher zu empfehlen, indem sie zur Abendmesse in seiner Kapelle erschienen, so oft sie wußten, daß er selbst kommen würde. Dann stellten sie kleine Wachskerzen vor sich hin, damit sie in ihren Andachtsbüchern besser lesen konnten — und der König sie um so sicherer erkannte.

Nur vereinzelt regte sich die Opposition, wenigstens offen. Denn wo das Auge des Königs und das seiner Spione nicht hindringen konnte, ging es oft nichts weniger als erbaulich zu. Im Temple, dem alten Gebäude der Tempelherren, wohnten damals die Prinzen Vendôme. Der eine war Marschall und sein Bruder Großprior des Malteserordens. Beide führten ein anstößiges Leben und hatten eine

Gesellschaft frivoler Menschen um sich gesammelt, welche den Lebensgenuß als höchste Philosophie, Leichtsinn und oberflächliche Skepsis als die besten Güter betrachteten. Der Kreis, der sich im Temple zusammenfand, war aus hohen Herren, Dichtern und schöngeistigen Abbés zusammengesetzt, welche sinnliche Schwelgerei und literarischen Genuß in sonderbarer Weise vereinten.

Eine andre Art Opposition gegen den frömmelnden Ton des Hofs erlaubte sich die Herzogin du Maine. Müde des langweiligen Lebens in Versailles, gründete sie sich einen eigenen Hof, an dem es lustig genug zuging. Anna Luise Benedicte von Bourbon, Prinzessin von Condé, war im Jahr 1692 mit Ludwig von Bourbon Herzog du Maine vermählt worden. Der Herzog war der illegitime Sohn des Königs und der Montespan. Er war von der Marquise von Maintenon, als sie noch Witwe Scarron hieß, erzogen worden, war gescheit, intrigant, gemeinen Sinns und vervollständigte das Mephistobild, indem er hinkte. Aber er war ein Liebling König Ludwigs, und die kühnsten Hoffnungen erfüllten seinen Geist. Er hatte eine königliche Prinzessin heimgeführt, war selbst zum Rang eines Prinzen von Geblüt erhoben worden, und da der König seinen Sohn, seinen Enkel und Urenkel vor sich sterben sah, so daß nur ein Knabe als Thron=

erbe übrig blieb, rechnete du Maine darauf, auf Schleichwegen sich nach seines Vaters Tod der Regentschaft zu bemächtigen, — wer weiß, sogar noch Höheres mit der Zeit zu erreichen!

Nur in seinem eigenen Hause war er nicht Herr. Die Herzogin glaubte sich durch ihre Ehe im Rang erniedrigt und ließ ihren Zorn darüber oft genug an ihrem Gemahl aus. Sie war klein, herrisch, aber voll Geist. Sie hatte den Wunsch, als Beschützerin der schönen Künste angesehen zu werden, begünstigte aber doch nur jene Dichter und Schriftsteller, die es verstanden, ihr zu schmeicheln, und das waren allerdings nicht wenige. Als Emblem hatte sie das Bild eines Bienenkorbes mit schwärmenden Bienen gewählt und einen Vers Tasso's als Spruch dazu genommen: „Piccola si, ma fa pur gravi le ferite.“ („Nur klein, doch bringt sie schwere Wunden.“) Stets gelangweilt und immer auf der Jagd nach neuer Unterhaltung, stiftete sie den Bienenorden, den ihre Getreuen tragen mußten, wenn sie bei ihr zu Gaste waren, und der den Anlaß zu mancher Zerstreuung gab. Der Herzog hatte im Jahre 1700 von dem Marquis von Seignelay, dem Sohn des Ministers Colbert, das schöne Schloß in Sceaux für 900 000 Livres gekauft und es zu einem wahrhaften Königssitz umgestaltet. Sceaux war für die Absichten der

Herzogin vortrefflich gelegen. Südlich von Paris und nahe genug bei Versailles, um die Verbindung mit dem Hof lebhaft zu erhalten, Gäste laden zu können, so oft sie wollte, fand sie sich doch so weit von der Königsresidenz, daß sie unabhängig nur nach ihrem Geschmack leben konnte. Sie gab dort glänzende Feste, bei welchen sie die auserlesenste Gesellschaft empfing, Glieder der königlichen Familie und des höchsten Adels, sowie die bekanntesten Dichter und Akademiker, unter andern den Lustspieldichter Destouches, Chaulieu, Fontenelle, die sich Alle bemühten, den Kreis der Herzogin zu beleben. Neben ihnen fand sich auch La Motte Houdard ein, der zuerst in Frankreich gegen die klassische Tragödie Sturm lief und Homer verbessern wollte, indem er ihn bearbeitete und auf die Hälfte reduzirte. Ein gern gesehener Gast war auch der Dramatiker Genest, ein Abbé seines Zeichens. Später fand sich auch Voltaire ein, um seine Stücke spielen zu lassen und selbst in ihnen aufzutreten.

Der Hauptschöngeist des Schlosses zu Sceaux war jedoch der witzige Malezieu, der mit der Leitung der Feste betraut war. Er war der Erzieher des Herzogs gewesen, hatte sich dessen Gunst erworben und war bei ihm geblieben. Unerschöpflich in Einfällen, welche die Herzogin unterhalten sollten, seufzte

er manchmal, sich selbst verspottend, über die „schöngeistige Galere", in der er rudern mußte.

Daß sich ein Kranz vornehmer und schöner Damen um die Herzogin reihte, ist selbstverständlich. Bemerkenswerth aber wird es, daß sich neben ihnen auch eine Dienerin, das Fräulein von Launay, eine hervorragende Stellung errang. Anfangs nicht beachtet, bewies sie bald solchen Geist und Witz, daß sie aus der untergeordneten Stellung emporstieg und eine der hervorragenden Persönlichkeiten zu Sceaux wurde. Sie heirathete später, als sie schon über fünfzig Jahr alt war, einen der Offiziere des Herzogs, den Baron Staal, ohne deshalb den Dienst bei der Herzogin zu verlassen. Die Memoiren, die sie schrieb, gehören zu den besten Werken, die in dieser Gattung im vorigen Jahrhundert erschienen sind.

In dem Kreis zu Sceaux kam man bald auf den Gedanken, Theater zu spielen. In Malezieu's Landhaus zu Châtenay bei Sceaux begann man mit der Aufführung von Molière's Posse: „Der Arzt wider Willen", und bald fühlte sich die Herzogin selbst versucht, die Bühne zu betreten. Natürlich errang sie begeisterten Beifall und wagte sich darum weiter vor. Der Applaus ihrer Gäste genügte ihr nicht mehr: sie ließ die Thüren öffnen und auch Fremde in den Theatersaal eintreten, sobald alle

geladenen Gäste ihre Plätze eingenommen hatten. Das Komödiespielen wurde nun zur Leidenschaft bei ihr. Man spielte in Châtenay, in Clagny, einem herzoglichen Schloß in der Nähe, man spielte vor allem in Sceaux, und zwar wagte man sich an alle Gattungen, an Lustspiele und Possen, so gut wie an Trauerspiele. Man spielte das klassische Repertoire, wie die neuesten Stücke. Die Herzogin war von verblüffender Vielseitigkeit, denn sie gab bald eine schnippische Soubrette, bald eine Heldin Racine's, ja sie spielte einmal auch die Iphigenie in der Tragödie des Euripides. Selbst Oper und Ballet wurden kultivirt, wozu man Sänger, Tänzer und Musiker von Paris verschrieb*).

Den Höhepunkt dieses geselligen Treibens brachten die sogenannten großen Nachtfeste von Sceaux („les grandes nuits"). Die Herzogin gerieth auf den Gedanken, alle vierzehn Tage ein eigenartiges Fest veranstalten zu lassen. Für jedes derselben wurden ein König und eine Königin aus der Gesellschaft bestimmt, welche es vorzubereiten hatten, und die ihren

*) Über diese Feste in Sceaux, sowie über die Theatervorstellungen der Pompadour und der Königin Marie Antoinette, vergl. Adolphe Jullien, La comédie à la cour. Paris 1883. Bei Firmin Didot. 4⁰.

Witz anstrengen mußten, um etwas Neues und Überraschendes zu bieten. Schauspiele, allegorische Darstellungen, sowie Feuerwerke, Lotterien und Unterhaltungen aller Art bildeten dabei die Hauptsache, und man kann sich denken, welche Summen vergeudet wurden. Der Herzog von Saint-Simon spricht in seinen Memoiren mehrmals mit Bitterkeit von dem Leben in Sceaux. „Schon lange kümmerte sich die Herzogin nicht mehr um den König oder den Prinzen von Condé (ihren Vater), der übel angekommen wäre, wenn er sich eine Bemerkung erlaubt hätte. Selbst der König sah sich hier ohnmächtig und billigte das Benehmen des Herzogs du Maine. Bei der leisesten Bemerkung mußte sich dieser die Niedrigkeit seines Standes vorwerfen lassen und so heftige Strafreden anhören, daß er für ihren Verstand fürchtete. Darum ließ er sie nach Belieben walten, mochte sie ihn auch durch die Feste, Feuerwerke, Bälle und Schauspiele, die sie veranstaltete, ruiniren. In den letzteren trat sie selbst auf, vor dem großen Publikum, im Schauspielerkostüm und zwar fast alle Tage in Clagny, einem prächtigen Schloß, das für Frau von Montespan gebaut und von dieser dem Herzog du Maine überlassen worden war.“ (Jahr 1705, Kap. 17. vergl. auch 1718, Kap. 2.)

An einer andern Stelle schildert Saint-Simon

das Herzogspaar mit noch stärkeren Farben: „Mit dem Geist nicht eines Engels, sondern eines Dämons schadete der Herzog, wo er nur konnte, ohne je einem Menschen zu nützen. Er war hochmüthig und falsch, voller Ränke und Verstellung, besaß aber dabei die Kunst zu unterhalten und zu bezaubern, wenn er es wollte. Er war ein vollendeter Feigling und gerade dadurch besonders gefährlich. Zudem stand er unter der Herrschaft einer Frau desselben Schlages. Die Herzogin war geistvoll, doch hatte sie ihren Kopf durch Lektüre von Romanen und Schauspielen verdreht. Sie überließ sich so sehr ihrer Leidenschaft, daß sie während vieler Jahre öffentlich Theater spielte. Sie war muthig, unternehmend und heftig. Sie kannte immer nur die Leidenschaft, von der sie gerade erfaßt war, und ordnete ihr alles unter; über ihres Gemahls Klugheit und Vorsicht, die sie eine elende Schwäche nannte, war sie empört. Er aber blieb unterwürfig und geschmeidig, während sie ihn wie einen Hund behandelte.“ (Jahr 1707, Kap. 37.)

Obwohl glänzend und verschwenderisch ausgestattet, mochte das lustige Komödiantentreiben in Sceaux doch manchmal stark an die liederliche und intrigante Wirthschaft wirklicher Mimen erinnern. Aber mit einem Mal wurde der Karneval unterbrochen, als König Ludwig XIV. die müden Augen

schloß. Nun versuchte du Maine eine politische Rolle zu spielen, denn das Testament des verstorbenen Monarchen räumte ihm außerordentliche Macht ein. Es begann ein heftiger, aber kurzer Kampf zwischen ihm und dem Herzog von Orleans, der als Haupt der ersten Nebenlinie das Recht auf die Regentschaft hatte. Das Parlament erklärte das Testament Ludwig XIV. für null und nichtig, und der Herzog sank in sein Dunkel zurück. Allein er gab die Partie noch nicht verloren, sondern ließ sich in geheime Machinationen mit dem spanischen Gesandten ein. Die Herzogin konspirirte und wühlte mit der ihr eignen Leidenschaft, bis der Regent eines Tags das Paar verhaften ließ, den Herzog nach dem kleinen Fort Doullens in der Picardie und die Herzogin, seine Schwägerin, nach Dijon schickte, wo sie in ziemlich strenger Haft gehalten wurde.

Erst nach einigen Jahren erhielten beide die Erlaubnis, nach Sceaux zurückzukehren, und alsbald begann das frühere Leben wieder. Freilich waren viele der alten Freunde gestorben, aber dafür wurden neue gewonnen, und die Dilettantenbühne stand bald in Sceaux, bald in Anet, wo die Herzogin ebenfalls ein Schloß besaß. Zu ihren berühmtesten Gästen gehörte nun auch Voltaire, der sich zwar manchmal recht unleidlich benahm, dann aber wieder durch seinen

sprühenden Geist die Herzogin bezauberte. Einmal hielt er sich zwei Monate lang in ihrem Schloß verborgen, um eine unliebsame Äußerung, zu der er sich in Versailles hatte hinreißen lassen, durch einen klugen Rückzug in Vergessenheit zu bringen. Er benutzte die Zeit seines Besuchs in Sceaux, um einige seiner geistsprühenden frechen Romane zur Unterhaltung der Herzogin zu schreiben. Als diese im Jahre 1752 schwer erkrankte, schrieb Voltaire von Berlin aus, wo er sich damals aufhielt, an den Marquis von Thibouville: „Ich lege mich der Herzogin du Maine zu Füßen. Sie wird die Komödie bis zu ihrem letzten Athemzug lieben, und im Fall einer Krankheit rathe ich, ihr statt der letzten Ölung irgend ein Theaterstück zu appliziren. Man stirbt, wie man gelebt hat . . .“ Die Herzogin verschied einen Monat später im 78. Lebensjahr.

Aber Voltaire hatte eigentlich kein Recht, über die Theaterleidenschaft seiner hohen Gönnerin zu spotten, denn er trieb es nicht anders. Auch er konnte nicht ohne Theater sein und war nicht zufrieden, wenn er nicht selbst spielen durfte. Als das Parlament seine „Englischen Briefe“ durch den Henker verbrennen ließ, zog er sich nach Cirey, einem vernachlässigten Schloß seiner Freundin, der Marquise du Châtelet, nahe an der Lothringer Grenze zurück.

Die Marquise begleitete ihn und Voltaire ließ dort gleichzeitig ein physikalisches Kabinet und ein Theater herrichten. Man studirte Newton und schrieb Theaterstücke, man philosophirte und spielte mit Leidenschaft Trauerspiele und Lustspiele, die man selber verfertigte. Denn auch die Marquise versuchte sich auf diesem Gebiet, obwohl sie sonst nichts von Poesie wissen wollte und einen mathematisch geschulten Geist hatte.

Als der Dichter später ein Asyl in der Schweiz fand, stieß er bei den pedantisch strengen Herren von Genf und Lausanne vor allem durch seine dramatischen Abende an. In den „Délices", seinem Landhaus zu Genf, begann er damit, seine Tragödien vor einer auserlesenen Gesellschaft mit vertheilten Rollen vorlesen zu lassen. Bald ging er weiter und organisirte förmliche Vorstellungen. Zur Aufführung seiner „Zaire" kam der berühmte Schauspieler Lekain von Paris und gab den Sultan, während Voltaire den greisen Lusignan darstellte. Das fromme Genf erbebte und das Konsistorium gerieth in Aufregung. Nicht lange vor seiner Ankunft war ein Tanzmeister öffentlich gerügt worden, weil er in seinem Lokal eine Tragödie, „Cäsars Tod", von Dilettanten hatte spielen lassen und selbst, als Bäuerin verkleidet, darin getanzt hatte. Ein ander Mal hatten junge Mädchen Corneille's frommes Stück „Polyeucte" in einem Privat-

kreis vorgetragen, ohne Dekorationen, ohne Kostüm — und dennoch wurden die Herren Pastoren beauftragt, gegen diese gefährliche Unterhaltung einzuschreiten, jedoch nur mit Milde zu tadeln. Und nun war auf einmal der Gottseibeiuns in eigner Person gekommen, hatte sich vor den Thoren von Genf niedergelassen und seine Netze ausgespannt, um die unschuldigen Genfer Seelen zu fangen! Ein Zusammenstoß konnte nicht ausbleiben, und Voltaire fühlte sich bald nicht mehr wohl auf dem Gebiet der calvinistischen Stadt, die das Theaterspielen als sündhaft verdammte. Alles konnte er verzeihen, nur das nicht. Darum wanderte er aus, aber zog gerade nur soweit fort, um nicht mehr unter der Herrschaft des Genfer Konsistoriums zu stehen. Er kaufte die Herrschaft Ferney, hart an der Grenze des Kantons auf französischem Boden und residirte fortan daselbst als Gutsherr, der seine Nachbarn von Genf nach Herzenslust ärgerte.

In dem französischen Ort Tournay, der eine kleine halbe Stunde von Genf entfernt liegt und zu Voltaire's Domäne gehörte, wurde ein Theater gebaut und fleißig gespielt. Voltaire und seine Nichte, Madame Denis, gehörten mit zu der Künstlerschar, die sich hauptsächlich mit der Aufführung Voltaire'scher Stücke befaßte. Das Genfer Publikum strömte

nach Tournay und füllte den kleinen Zuschauerraum. Das war Voltaire's Rache. „Das hat Calvin nicht geahnt, daß Katholiken eines Tags seine Hugenotten zu Thränen rühren würden!“ schrieb er seinem Freund d'Argental. Zu den Vorstellungen kamen oft auch durchreisende Fremde, was dem Dichter ganz besondere Freude machte. Eine Einladung zur Tafel des gastfreien Schloßherrn folgte dann zuweilen und war noch interessanter. Unter Voltaire's Schauspielern zeigte sich im Jahre 1760 sogar ein in Amt und Würden stehender Gouverneur, der Herzog von Villars, der an der Spitze der Provence stand. Er hielt sich für einen vollendeten Künstler, spielte aber nur vor wenigen geladenen Zuschauern. „Sie haben wie ein Herzog und Pair gespielt“, sagte ihm Voltaire mit bewunderndem Ton, aber der Schalk barg sich hinter dem Kompliment.

Doch die Mode des Theaterspielens blieb nicht auf die Schlösser des Adels und die Landhäuser der wohlhabenden Mittelklasse beschränkt, sie zog auch am Hof König Ludwig XV. siegreich ein. Seit dem Jahr 1745 herrschte dort, fast in offizieller Stellung, die Marquise von Pompadour, geborene Poisson, verehelichte d'Estioles. Sie herrschte nicht allein kraft ihrer Schönheit, sondern noch mehr durch die Kunst, mit der sie den König zu behandeln, zu unterhalten, ihm

stets Neues zu bieten wußte. Darin lag das Geheimnis ihres dauernden Einflusses. Denn Ludwig XV. war der indolenteste aller Bourbonen, obgleich er nicht unbegabt war. Ein Augenblick des Überdrusses konnte der Favoritin gefährlich werden, und sie griff darum nach allen Arten pikanten Zeitvertreibs für den blasirten Sultan. Ein Dilettantentheater mußte ihr darum sehr erwünscht sein. Als Frau von Estioles hatte sie viel und unter großem Beifall gespielt, und dieser Triumphe erinnerte sie sich, als es galt, des Königs Interesse neu zu beleben. Schauspielerisches Talent, Grazie und Humor fehlten ihr nicht, und so konnte sie sich immer aufs neue in günstigem Lichte zeigen. Kaum hatte sie diesen Plan gefaßt, so schritt sie zu seiner Ausführung. Im Schloß zu Versailles führte die „Treppe der Ambassadeurs“ in die sogen. kleine Galerie, von der man direkt zu den Gemächern des Königs gelangte. In dieser Galerie wurde eine elegante Bühne aufgeschlagen und unter den Hofherren und Hofdamen sogleich die tauglichsten Künstler ausgesucht, um die neue Truppe zusammenzusetzen. Der Herzog von Chartres, des Herzogs von Orleans Sohn, dann die Herzoge von Ayen, Nivernois, Duras u. a. m. wurden engagirt, ebenso eine Reihe vornehmer Damen, die aber so gewählt waren, daß sie die Pompadour in

keiner Weise in Schatten stellen konnten. Der Herzog von La Vallière erhielt die Direktion der Truppe, die ihre Statuten hatte, wie jede andre, nur daß sich die Künstlerinnen noch größere Privilegien vorbehielten, als sonst wo, und das will viel besagen.

Der König war gern auf die Idee eingegangen und behielt sich nur vor, selbst die Personen zu bestimmen, die zu den Vorstellungen eingeladen werden sollten. Anfangs sehr zurückhaltend mit der Erlaubnis, legte er später weniger Gewicht auf den intimen Charakter der Unterhaltung, den er dem Theaterspiel Anfangs hatte bewahren wollen, und es wurde leichter, Zutritt zu erhalten. Die Marquise wollte wahrscheinlich von einem zahlreicheren Publikum bewundert werden. Immer aber blieb es das Zeichen einer hohen Gunst, zum Schauspiel in den „Petits Cabinets" eingeladen zu werden, und als ein noch größeres Glück galt es, unter die Zahl der Mitwirkenden, sei es auch nur für die kleinsten Rollen, aufgenommen zu werden. Kam man doch dadurch in die Nähe der Marquise, der Spenderin aller Gnaden! Nicht anders war es für die Dichter und Komponisten, deren Werke dem König vorgeführt wurden und ihm gefielen. In der guten alten Zeit brauchte man nicht erst viele Examina zu bestehen, um im Staatsdienst einen Platz zu finden. Laujon, der Verfasser eines Operntextes,

wurde zur Belohnung dafür, daß er der Marquise eine dankbare Rolle geschrieben hatte, auf einen wichtigen Posten in der Verwaltung der Champagne geschickt.

Die Vorstellungen bei Hof begannen im Jahr 1747, und wie früher die Herzogin du Maine, glänzte jetzt die Marquise in der Tragödie, im Lustspiel und in der Oper. Natürlich nahm sie sich immer die dankbarsten Rollen, doch hatte sie auch das meiste Talent für die Bühne. Sie hatte ein gewisses Verständnis für geistige Kultur und wurde darum auch von den tonangebenden Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, Voltaire an der Spitze, sehr glimpflich behandelt. Voltaire war beim König und der königlichen Familie nicht beliebt, hatte aber Gnade vor den Augen der Marquise gefunden. Ihn dem König zu empfehlen, führte sie u. A. auch sein Lustspiel „L'enfant prodigue" auf, wofür ihr Voltaire ein ebenso schmeichlerisches wie keckes Gedicht sandte, das in freier Übersetzung etwa so lautet:

Du verschönst nicht nur den Hof,
Nein, auch den Parnaß, Cythere.
Du vereinigst ja in dir
Alle Talente, o Hehre!

Du, des Einen höchstes Glück,
Fesselst alle doch, o Beste!
Bleibt in Liebe denn vereint,
Heiter in ewigem Feste!

Sieggekrönt sei unser Held,
Ew'ger Ruhm sei ihm beschieden!
Lebet glücklich, und genießt,
Was Ihr erobert, in Frieden!*)

Die Verse wurden bekannt und erregten den Unwillen der Königin und deren Partei. Auch der König war unzufrieden, aber nicht weil Voltaire die Königin beleidigt, sondern weil er es gewagt hatte, ihn mit der Marquise auf eine Linie zu stellen. Voltaire muß gewußt haben, daß er mit seinem Huldigungspoem anstoßen würde, allein einen Witz konnte er nie unterdrücken, welche Folgen er auch haben mochte. Mit Frau von Pompadour blieb er übrigens immer auf freundlichem Fuß. Als Marmontel ihn im Jahr 1760 in Ferney besuchte, sprach Voltaire auch von der Marquise und ihrer einstigen Güte für ihn. „Sie ist Ihnen noch immer gewogen", bemerkte Marmontel, „aber sie ist ohne Einfluß und kann nicht alles thun,

*) Ainsi donc vous réunissez
Tous les arts, tous les dons de plaire;
Pompadour! vous embellissez
La Cour, le Parnasse et Cythère.
Charme de tous les yeux, trésor d'un seul mortel!
Que votre amour soit éternel;
Que tous vos jours soient marqués par des fêtes!
Que de nouveaux succès marquent ceux de Louis!
Vivez tous deux sans ennemis!
Et gardez tous deux vos conquêtes.

was sie möchte. Vielleicht wäre sie froh, wenn sie bei Ihnen wohnen könnte.“ Da belebte sich Voltaire. „Sie soll nur kommen“, meinte er, „wir spielen Theater. Ich schreibe neue Rollen für sie, Königinnen; sie ist schön und versteht sich auf die Darstellung der Leidenschaften.“ Voltaire hatte die Marquise spielen sehen und hatte sich überzeugt, daß sie als tragische Schauspielerin vieles zu wünschen übrig ließ. Aber es galt ihm ja auch nur darum, sein Kompliment bis nach Versailles gebracht zu sehen, und Marmontel wird das nicht verfehlt haben, wenn anders seine Anekdote ganz wahrheitsgetreu ist.

Die Theatervorstellungen in Versailles nahmen indessen ihren ungestörten Fortgang. Im Frühjahr wurden sie gewöhnlich eingestellt, um im Spätherbst wieder zu beginnen. Schon im Herbst 1748 mußte eine neue größere Bühne eingerichtet werden, weil das Publikum zahlreicher wurde. Man schlug sie im Treppenhaus auf, nahm auch einen Theil der Galastiege dazu, mußte aber darum den ganzen Bau so herstellen, daß er in wenigen Stunden abgebrochen werden konnte. Auf der größeren Bühne gab es auch größere Pracht. Frau von Pompadour tanzte nun auch mit den Herzogen und Herzoginnen in Balleten, die freilich einen andern Charakter trugen, als die heutigen. Der König, der Dauphin und seine Ge-

mahlin, die Töchter des Königs erschienen zu diesen Aufführungen, ja manchmal mußte sogar die Königin erscheinen und den Triumphen der Marquise als Zeuge beiwohnen. In einem einzigen Jahr kostete dieses Privatvergnügen des Königs ungefähr eine halbe Million, und als man in Paris gar zu laut darüber zu reden begann, ließ sich die Marquise ein drittes Theater in Bellevue bauen, das zwar nicht weiter von der Hauptstadt entfernt lag, aber einsamer war, so daß man nicht so beobachtet werden konnte.

Das war die Zeit, in der die Kassen solche Ebbe sahen, daß die Hofbeamten nicht mehr bezahlt wurden. Sie sollten ihre Besoldung erst nach drei, andre gar nach fünf Jahren erhalten!*)

Die Pompadour mußte freilich fortfahren, wie sie begonnen hatte, wenn sie sich halten wollte. Aber selbst ihr war der Wirbel dieses hohlen und doch so beschäftigten Lebens oft zuwider. Vor einigen Jahren hat man etwa neunzig Briefe von ihr veröffentlicht, die an verschiedene Personen gerichtet waren und die sich zum großen Theil im Besitz des reichen Autographensammlers, Herrn Alfred Morrison in England, befinden**). Eins dieser Schreiben ist an die

---

*) Vergl. die Memoiren von d'Argenson, 10. November 1752.

**) Correspondance de Mme. de Pompadour. Publiée

Gräfin Lutzelbourg (1749) gerichtet und klingt wie ein wahrer Schmerzensschrei: „Das Leben, das ich führe, ist schrecklich, kaum eine Minute habe ich für mich: Proben und Vorstellungen, zweimal die Woche Ausflüge, bald nach dem Petit-Château, bald nach La Muette u. s. w. Schwere unerläßliche Pflichten: Königin, Dauphin, Dauphine ..... urtheilen Sie selbst, ob ich aufathmen kann. Haben Sie Mitleid mit mir, aber klagen Sie mich nicht an.“ In ihrer Hand sehen wir die Fäden der Regierung zusammenlaufen. „Ich bin erschöpft durch Besuche und Schreibereien und doch muß ich noch etwa sechzig Briefe schreiben.“ In solchen Momenten der Ermüdung wurde sie zur Philosophin. In einem Brief an ihren Bruder, den sie zum Herrn von Vandières gemacht hatte, sagte sie, man dürfe sich von den Grimassen der Leute nicht täuschen lassen. „Ich habe viel gesehen und viel nachgedacht, seitdem ich hier bin. Ich habe zum wenigsten Menschenkenntnis erlangt und sage Dir, die Menschen sind sich überall gleich, in Paris, in der Provinz und bei Hof.“ (März 1750.) Und Herrn Poisson, ihrem Vater, der wegen Unterschleifs früher einmal in arge Verlegenheit gerathen und zum Strang verurtheilt, später aber zum Marquis von

pour la première fois par A. P. Malassis. Paris, J. Bauer, 1878.

Marigny gemacht worden war, schrieb sie um dieselbe Zeit: „Wenn Sie die Gegend hier so gut kännten, wie ich, würden Sie dieselbe noch mehr verabscheuen.“

Frau von Pompadour wußte, was sie ihrem philosophischen Zeitalter schuldig war.

Darum fühlte sie sich zeitweise auch ganz idyllisch und träumerisch gestimmt. Dann ließ sie sich kleine Einsiedeleien bauen, wohin sie sich, freilich nicht ganz allein, zurückzog. Eine Einsiedelei braucht ja nicht arm und kahl zu sein, und man muß ja nicht auf Stroh oder auf dem nackten Boden schlafen, wie die alten asketischen Eremiten! Über eine solche Einsiedelei bei Versailles schrieb die Marquise an die Gräfin Lutzelbourg (Februar 1749): „Sie hat acht Klafter in der Länge und fünf in der Breite. Stellen Sie sich vor, wie schön das ist! Aber ich bin hier allein oder mit dem König und in ganz kleiner Gesellschaft; so fühle ich mich glücklich!“ Klingt das nicht bescheiden und tugendsam? Und doch hatte die kleine Einsiedelei beinahe dreimalhunderttausend Livres gekostet.

„Je älter ich werde“, sagt sie dann wieder ihrem Bruder, „um so philosophischer werden meine Gedanken. Abgesehen von dem Glück, mit dem König zu leben, was mich allerdings über alles tröstet, finde ich überall nur Schlechtigkeit, Plattheit und

alles Elend, dessen die arme Menschheit fähig ist.“ Neben diesen misanthropischen Redensarten finden sich immer wieder begeisterte Lobsprüche auf den König, als den besten aller Monarchen. Man kommt dabei auf den Gedanken, sie habe ihre vertrauten Briefe zeitweise recht geschickt in die Hände ihres königlichen Liebhabers gespielt oder habe gewußt, in welch vertrauten Beziehungen derselbe zur Postverwaltung stand.

Die Vorstellungen der hohen Pompadour'schen Theatergesellschaft endeten mit dem Frühjahr 1753. Die Marquise selbst spielte ihre Rolle freilich noch bis zu ihrem Tod im Jahr 1764 weiter. Aber der cynische Scherz, den sich der König beim Anblick ihres Leichenzugs erlaubte, war doch ein unharmonisches Schlußwort für die lange Komödie, die sie gespielt hatte und die oft so wenig spaßhaft war.

III.

Die Leidenschaft des Theaterspielens, die „Mimomanie“, wie man sie auch genannt hat, herrschte in Frankreich während des ganzen Jahrhunderts mit einer uns heute kaum verständlichen Macht. Wie in Sceaux bei der Herzogin du Maine und in Versailles

unter der Direktion der Marquise von Pompadour gemimt wurde, so bildeten sich überall im Lande förmliche Dilettantengesellschaften, welche das Theaterspiel fast wie ein Gewerbe betrieben. Der Hauptunterschied, der sie von den wirklichen Komödianten trennte, bestand darin, daß sie keinem materiellen Gewinn nachstrebten. Bald war kein größeres Fest ohne dramatische Aufführung mehr denkbar. Ein Haustheater gehörte zu jedem Schloß, zu jedem vornehmen Haus, und alle Familien, die auf etwas größerem Fuß leben wollten, beeilten sich eine Dilettantenbühne zu errichten. „Es ist eine unglaubliche Manie", heißt es in Bachaumont's Memoiren, „selbst jeder Prokurator will in seinem Landhäuschen eine Gauklerbühne und eine Komödiantentruppe haben" (1770). Man begnügte sich nicht damit, vereinzelte Aufführungen zu veranstalten, sondern suchte gleich eine dauernde Gesellschaft zu organisiren.

Das lebensfrohe Treiben der feinen Gesellschaft in Frankreich mußte noch mannigfaltiger werden, als in der jugendlich heiteren Erzherzogin Marie Antoinette von Österreich eine anmuthige, die Zerstreuung liebende Dauphine nach Frankreich kam. Die fünfzehnjährige Tochter der Kaiserin Maria Theresia wurde im Jahre 1770 dem Dauphin von Frankreich, dem Enkel Ludwig XV., vermählt. Als Österreicherin

fand sie von Anfang an in Frankreich entschiedene Abneigung, und selbst der Dauphin verhielt sich lange Zeit mehr als kalt und zurückhaltend gegen sie. Dagegen gewann sie entschieden des Königs Gunst, und ihr frisches unbefangenes Wesen erwarb ihr mit der Zeit auch in vielen, Anfangs widerstrebenden Kreisen warme Sympathie. Als Marie Antoinette nach Frankreich kam, war sie fast noch ein Kind. Gelernt hatte sie nicht viel, und ihre kaiserliche Mutter sah sie mit schwerer Sorge in die Fremde ziehen. Sie kannte den Charakter ihrer Tochter, die edlen Geistes, aber unbedachtsam und leichten Sinnes war. Als treuen Berather stellte sie ihr darum den österreichischen Gesandten in Paris, den Grafen Mercy-Argenteau, zur Seite. Neuerdings hat Alfred von Arneth sowohl den Briefwechsel der Kaiserin mit ihrer Tochter, als auch die geheimen Berichte veröffentlicht, welche Graf Mercy an Maria Theresia abgehen ließ, und beide Publikationen sind von hervorragendem geschichtlichen Interesse*). In den Briefen an Marie An-

*) Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770—1780. Herausgegeben von A. Ritter von Arneth. Paris und Wien 1865. — Die geheime Korrespondenz Mercy's erschien 1874 in Paris bei Firmin Didot. — F. v. Krones, Graf Mercy, in der histor. Zeitschrift: „Aus allen Zeiten und Landen" III. Jahrg. Heft 4.

toinette erscheint die große Kaiserin als die besorgte, weitblickende, erfahrene Mutter, und Mercy's Mittheilungen zeigen das Leben am französischen Königshof in besonderem Licht. Seine Berichte waren nur für die Kaiserin bestimmt, und seine Äußerungen sind um so gewichtiger, als sie von einem wohlwollenden, der jungen Dauphine und späteren Königin treu ergebenen Manne stammen. Marie Antoinette wollte das nicht immer glauben. „Ihr Gedanke, daß ich oder mein Gesandter Ihnen etwas anrathen könnten, was gegen die Ehre geht, hat mich lachen machen; wir empfehlen nichts, was im Geringsten gegen den Anstand verstößt", schrieb die Kaiserin am 13. Febr. 1772 und fügte dann eine dringende Ermahnung bei, dem Grafen Mercy rückhaltslos zu vertrauen. „Seine Ergebenheit und Fähigkeit sollten Ihnen eine Beruhigung sein. Sie sollten sich seiner in den verschiedenen Situationen, in die Sie gerathen können, als einer Stütze bedienen. Doch genügt es nicht, wenn Sie mit ihm reden; Sie müssen seine Rathschläge auch ohne Ausnahme befolgen."

Über die Vorgänge am französischen Hof und die Persönlichkeiten, die in Versailles eine Rolle spielten, war Maria Theresia offenbar sehr genau unterrichtet, besser als die Dauphine selbst. Darum bat sie ihre Tochter vorsichtig zu sein, sich Nie-

mandem ganz anzuvertrauen, Niemandem ihr Herz auszuschütten, selbst den Tanten, Ludwig XV. Töchtern, nicht. „Es thut mir leid, das sagen zu müssen, aber ich weiß, warum ich es sage. Vielleicht ist selbst Mercy über diesen Punkt nicht ganz genau unterrichtet, aber ich sage das alles nicht ohne Grund." (Brief vom 6. Januar 1771.)

Nur zu bald erhielt die Kaiserin Nachrichten über das Leben der Dauphine, die ihr nicht gefielen. Wir müssen einen Augenblick bei ihren Warnungen und abmahnenden Briefen verweilen, weil sie die weitere Entwickelung verstehen lehren. Maria Theresia äußert sich bekümmert darüber, daß sie nichts von ernsteren Beschäftigungen ihrer Tochter hört, daß diese weder liest, noch musizirt, da sie doch singen und Piano und Harfe spielen gelernt hat. Dafür steht in den Zeitungen, daß die Dauphine eine eifrige Reiterin geworden ist, sich für Wettrennen passionirt, und die Kaiserin schreibt darüber mehr als einmal in dringender Art. „Sie brauchen Lektüre, Beschäftigungen, die Ihnen nützen können und Ihnen Achtung und Ansehen erwerben, zumal in einem Land, wo man so gut unterrichtet ist und auch den Vornehmsten nichts nachsieht." (Brief vom 9. Juli 1771.) Schon früher hatte sie ihre Tochter gebeten, sich nicht zu vernachlässigen. Die ganze königliche Familie von

Frankreich sei in diesen Fehler verfallen und könne weder repräsentiren noch den Ton angeben; in dieser Schwäche aber, die eine anständige Unterhaltung unmöglich mache, liege mit ein Grund, warum die Könige anderwärts ihre Erholung suchten und sich zu Verirrungen hinreißen ließen. (1. Novbr. 1770.)

Mit diesem Brief der Kaiserin muß man eine Stelle in den Memoiren der Frau von Campan vergleichen (Kap. 10), wo es von Marie Antoinette heißt: „Bei allen Gelegenheiten, bei welchen es darauf ankam, öffentlich zu sprechen, fand sie, obwohl sie als Ausländerin dabei leicht hätte in Verlegenheit kommen können, jedesmal den richtigsten, edelsten und ansprechendsten Ausdruck. Sie beantwortete alle Anreden und suchte an diesem Brauch den sie vom Hof Maria Theresia's entlehnt hatte, festzuhalten. Seit langer Zeit nahmen sich die Prinzessinnen aus dem Hause Bourbon in solchen Fällen gar nicht mehr die Mühe, eine vernehmlich ausgesprochene Antwort zu geben. Die Prinzessin Adelaide machte es sogar der Königin zum Vorwurf, daß sie nicht bei diesem Gebrauch geblieben sei, und versicherte sie, es genüge, einige Worte als scheinbare Antwort zu murmeln. Die Redner, die immer nur an das dächten, was sie selbst gesprochen hätten, fänden doch, daß man ihnen befriedigend geantwortet habe. Die

Königin meinte aber, bloß die Faulheit habe eine solche Gewohnheit einführen können, und da die Sitte des Murmelns die Nothwendigkeit der Antworten beweise, so solle man auch einfach, deutlich und so gut als möglich antworten."

Die Stellung der Dauphine wurde nicht besser, als die Brüder des Königs, die Grafen von Provence und von Artois, sich mit zwei sardinischen Prinzessinnen verheiratheten und des letzteren Gemahlin Mutter wurde, während Marie Antoinette kinderlos blieb. Es kam zu mannigfachen Reibungen, und die Lust am Theaterspiel muß groß gewesen sein, wenn sich die drei Prinzessinnen trotz der stillen Abneigung, die sie gegen einander hatten, zu kleinen Vorstellungen einigten. Diese mußten freilich ganz im Geheimen stattfinden, weil sie sonst mißbilligt worden wären. Auch hierüber berichtet Frau von Campan im 3. Kapitel: „Der Dauphin war der einzige Zuschauer; die drei Prinzessinnen, die beiden Brüder des Dauphin, die Herren Campan, Vater und Sohn, bildeten allein die Schauspielergesellschaft. Aber man betrieb diese Unterhaltung so geheim wie eine Staatsangelegenheit, denn man fürchtete den Tadel der älteren Prinzessinnen und zweifelte nicht, daß Ludwig XV. diese Vergnügungen verbieten würde. Man hatte ein Zimmer im Entresol, wohin kein Diener kam, dazu gewählt;

eine Art Bühne, die wieder abgenommen und in einem Schrank verschlossen werden konnte, bildete das ganze Inventar. Der Graf von Provence wußte jedesmal seine Rolle sehr gut, Graf Artois weniger, aber er trug sie dafür gut vor. Die Prinzessinnen spielten schlecht, nur die Gemahlin des Dauphin gab einige Rollen mit Feinheit und Empfindung. Der Dauphin nahm an den Spielen lebhaften Antheil, lachte herzlich über die Figur, welche die verschiedenen Personen in ihren Rollen auf der Bühne machten, und seit diesen Unterhaltungen sah man ihn auch das schüchterne Wesen seiner früheren Jahre ablegen und an der Gesellschaft seiner Gemahlin Gefallen finden."

Frau von Campan, welche Vorleserin der Töchter Ludwig XV. war, bevor sie in gleicher Eigenschaft in Marie Antoinette's Dienste trat, will diese Details erst später erfahren haben. Wenn sich kein Irrthum in ihre Erzählung eingeschlichen hat, können diese kleinen Aufführungen nur in der Zeit vom Januar bis Mai 1774 stattgefunden haben. Graf Artois heirathete im Dezember 1773, und am 10. Mai des folgenden Jahres starb König Ludwig XV.

Marie Antoinette bestieg den Thron. Aber der König blieb frostig, wie er es als Dauphin gewesen war, und hielt sich ihr fern. Man munkelte von bevorstehender Scheidung. Plötzlich aber schlug die Stim-

mung des Monarchen um, und Marie Antoinette wurde nun die Herrscherin des Hofs, der Moden, der Vergnügungen. Wie sehr sie ihrer oft bizarren Laune dabei freie Bahn ließ, beweisen u. a. die thurmhohen Frisuren, welche es den Damen zuletzt unmöglich machten, in einem Wagen Platz zu finden, sobald sie sich nicht dazu bequemten, den Kopf fortwährend durch das Wagenfenster zu stecken oder sich auf dem Boden der Karosse niederzuknieen. Kaiserin Maria Theresia sprach vergebens ihre Mißbilligung aus. „Sie wissen, daß ich immer der Ansicht war, man müsse der Mode nur mit Vorsicht folgen, niemals aber dieselbe übertreiben. Eine hübsche junge Königin hat so thörichten Putz nicht nöthig.“ (15. März 1775.) In anderen Briefen warnte sie vor dem leidenschaftlichen Hazardspiel, das in Versailles seit lange üblich war, und vor der Geldverschwendung, besonders zu einer Zeit, in der die Staatskassen leer waren. Marie Antoinette hatte jährlich 300 000 Livres für ihre Privatausgaben. Aber sie reichte damit lange nicht aus. Im Jahre 1785 beliefen sich die Rechnungen für ihre Toilette allein auf 258 000 Livres*), wobei man immer noch in Anschlag bringen muß, daß der

*) Vergl. E. Wertheimer, „Documents inédits relatifs à Marie Antoinette“ in der „Revue Historique“, Juillet-Août 1884.

Werth des Geldes am Schluß des vorigen Jahrhunderts zwei- bis dreimal höher war als heute. Von den hemmenden Regeln der Hofetikette, die jede heitere Lebensregung erschwerte, befreite sich die junge Königin gleichfalls, ohne sich darum zu kümmern, daß sie damit zu vielen Mißdeutungen und gemeinem Klatsch Veranlassung gab. Auch die Lust am Theaterspiel regte sich wieder bei ihr, da sie keinen Widerspruch mehr zu fürchten hatte. Die ganze Richtung der Gesellschaft ging, wie schon gesagt, auf das Theatralische. Kostümfeste waren an der Tagesordnung. Als Großfürst Paul von Rußland mit seiner Gemahlin im Jahre 1782 nach Frankreich kam, gab ihnen die Herzogin von Bourbon ein glänzendes Fest in Chantilly und empfing sie an der Spitze einer zahlreichen Gesellschaft in allegorischer Verkleidung. Als Najade geleitete sie den Großfürsten in einer vergoldeten Gondel durch den großen Kanal von Chantilly zur „Liebesinsel“ und den weiteren glänzenden Unterhaltungen.

Die Königin hatte ihre intimen Kostümfeste in Klein-Trianon. Unter anderem veranstaltete sie dort eines Tages einen Jahrmarkt, auf dem sie selbst eine Bude als Kaffee- und Limonadeverkäuferin hielt. Trianon war ihr überhaupt ans Herz gewachsen. Sie hatte das Schlößchen, das früher die Dubarry

bewohnt hatte, bald nach ihrer Thronbesteigung von ihrem Gemahl zum Geschenk erhalten und wollte dort zeitweise wie eine einfache Schloßherrin wohnen. Wenn sie in den Saal eintrat, durften sich ihre Damen nicht erheben, sondern blieben am Piano oder vor dem Stickrahmen sitzen, und auch die Herren unterbrachen ihre Partie Billard oder Trictrac nicht. Dem entsprechend war auch die Tracht einfach. „Der ganze Putz der Prinzessinnen", erzählt Frau von Campan, „bestand in einem Kleid von weißem Perkal, einem Halstuch von Gaze und einem Strohhut. Das Vergnügen der Königin war es, die Werkstätten im Dorf zu besuchen, im See zu fischen, die Kühe melken zu sehen, und jedes Jahr zeigte sie eine größere Abneigung gegen die prunkvollen Reisen nach Marly."

„Auf die Idee der Königin, in Trianon frei von jedem Zwang zu leben, folgte bald der Einfall, Komödie zu spielen, was man damals fast in allen Schlössern auf dem Lande that." Frau von Campan hätte das weiter ausführen können. Es war erstaunlich, wie weit man in dieser Hinsicht gekommen war. Monsieur, der Bruder des Königs, hatte sein Theater; man spielte bei dem Prinzen Conti im Temple, bei der Herzogin von Bourbon in Chantilly. Der Herzog von Orleans hatte eine Bühne in seinem Schloß zu Bagnolet, und man erzählte, daß er in

Bauernrollen vortrefflich sei. Es ließe sich eine lange Liste solcher Haustheater aufstellen, die auf den aristokratischen Landsitzen in der Bannmeile von Paris organisirt waren. Im Jahre 1782 machte Prinz Guéménée einen Bankerott, der großes Aufsehen erregte und zur Folge hatte, daß er mit seiner Familie vom Hof verwiesen wurde und sich auf seine Besitzung in der Provinz zurückzog. Die erste Sorge der Prinzessin war es dort, eine Truppe zusammenzusetzen, mit welcher sie Theater spielen konnte! Öfters kam es auch vor, daß eine aristokratische Gesellschaft in aller Stille ein öffentliches Lokal miethete, darin ihre Bühne aufschlug und ihre Künste vor einem gewählten Publikum zum Besten gab. Auffallender noch scheint es uns, daß selbst die höchsten Gerichtsbeamten sich bei solchen Unterhaltungen betheiligten. Der Präsident des Pariser Parlaments, Lamoignon, ließ in seiner Villa zu Baville spielen und wirkte selbst mit. Der Großsiegelbewahrer (Justizminister) Miroménil gab die possenhaften Rollen, die Scapin und andere, mit besonderem Humor.

Das Theaterspielen wurde ganz ernstlich als ein wichtiger Theil der Erziehung betrachtet, und während Carmontel seine kleinen Stücke für die Privatbühnen der Erwachsenen schrieb, verfaßte Frau von Genlis eine Reihe von Kinderstücken, damit auch die

kleine Welt sich frühzeitig üben könnte. Selbst in die Kreise des Klerus drang die Theaterwuth. Ein Bernhardinermönch in der Landschaft Bresse schrieb z. B. an den Dichter Collé, den Verfasser des Lustspiels „Eine Jagdpartie Heinrich IV.", daß er und seine Mitbrüder sich rüsteten, dieses beliebte Stück aufzuführen. Sie hätten die Absicht, ohne Vorwissen der Mucker und anderer beschränkten Leute eine Bühne zu errichten („à l'insu des cagots et des petits esprits").

War es da zu verwundern, wenn auch die Königin Lust bekam, ihre dramatischen Talente aufs Neue zu erproben? Ludwig XVI. war ein Freund von Possen und Parodien. In Choisy, wohin der Hof häufige Ausflüge machte, gab es oft an einem Tage oft zweimal Schauspiel; große Oper, französische oder italienische Komödie zur gewöhnlichen Stunde, und um elf Uhr kehrte man noch einmal in den Schauspielsaal zurück, um der Aufführung von Possen beizuwohnen. In Klein-Trianon war 1779 ein reizendes Theater erbaut worden, wo die Künstler der Comédie française zuweilen spielten. Auf dieser Bühne trat auch Marie Antoinette im Jahre 1780 zum ersten Mal auf und zwar in einem Lustspiel von Sedaine („La Gageure imprévue") und einer komischen Oper („Le Roi et le fermier"), deren Text ebenfalls

von Sedaine, deren Musik aber von Monsigny herrührte. Außer der Königin spielten noch Madame Elisabeth und Graf Artois von der königlichen Familie, die Gräfin Polignac, die Herzogin von Guiche, die Grafen von Adhémar und von Vaudreuil.

Als Zuschauer waren nur der König, Graf und Gräfin von Provence und die Gräfin Artois zugegen. Um aber die Spielenden nicht durch den Anblick des leeren Saales in ihrer Stimmung zu drücken, hatte man die Vorleserinnen, die Kammerfrauen der Königin, sowie Schwestern und Töchter dieser Damen als Staffage im Theater vertheilt. Bei der Aufführung der Operette gab es viel Heiterkeit über den Gesang Adhémars, dessen Stimme einst schön gewesen, nun aber schon abgenützt und meckernd war. Die Königin meinte scherzend, die Bosheit selber könnte die Wahl eines solchen Liebhabers nicht bekritteln, und Ludwig XVI., der schon allen Proben beigewohnt hatte, lachte herzlich bei der Vorstellung, interessirte sich überhaupt für das ganze Unternehmen und fand sich in den Zwischenakten auf der Bühne ein.

Mercy war mit dem Theaterspielen der Königin weniger zufrieden, wie aus seinen Briefen an die Kaiserin zu ersehen ist. Er befürchtete unangenehme Folgen, Mißverständnisse und Kränkungen. Er tröstete sich nur mit dem Gedanken, daß diese neueste Laune

der Königin nicht lange Bestand haben und jedenfalls das Hazardspiel etwas verdrängen würde. Wie er es vorausgesehen hatte, fehlte es an Beleidigten nicht. Die übertriebenen Lobsprüche, die man der Kunst der königlichen Komödianten darbrachte, stieg diesen zu Kopf. Sie glaubten wirklich Vorzügliches zu leisten und fanden es traurig, daß kein größeres Publikum sie bewundern durfte. Allmählich mehrten sich darum die Einladungen. Die Offiziere der Leibgarde, die Stallmeister des Königs und seiner Brüder erhielten Zutritt; einigen Hofleuten wurden vergitterte Logen eingeräumt und auch einzelne Damen eingeladen. Mercy, der sich unter den Zuschauern befand, berichtete nach einiger Zeit von der Aufführung der Rousseau'schen Oper, „le devin du village“, und bemerkte dabei, daß die Königin eine gutgeschulte Stimme habe. Obwohl aber die Aufführung gut ausgefallen sei, habe er doch seine Warnungen wiederholt. Bald darauf starb die große Kaiserin, und der Trauerfa
nöthigte zur Unterbrechung der Vorstellungen.
die Geburt eines Dauphin hinderte dann
Wiederaufnahme des Theaterspiels, das
toinette lieb geworden war. Erst i
konnte sie wieder ihre Bühne erö
geladene Publikum war nun schon
überschüttete die hohe Künstler

Beifall, um sich hinterher durch boshafte Kritik von der Anstrengung der Begeisterung zu erholen. Die Königin habe „royalement mal joué", hieß es dann wohl, und viele Anekdoten liefen um, die eine bissiger als die andere, fast alle aber erlogen. So hieß es, am Schluß einer Vorstellung sei die Königin an die Rampe vorgetreten und habe die Gardeoffiziere um Nachsicht für ihre Kunstleistungen gebeten. Dann wurde erzählt, eines Abends sei ein schrilles Pfeifen in einer Loge losgebrochen. Voll Wuth seien die Polizeibeamten in die Loge gedrungen, um die Pfeifer zu verhaften, seien aber erschrocken zurückgeprallt, denn sie hätten Niemand anders als den König darin getroffen, der zur Abwechselung seine Gemahlin auch einmal mit Pfeifen habe necken wollen. Marie Antoinette widmete sich indessen der Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, mit vollstem Eifer. Sie war zugleich Direktrice ihrer Truppe und Regisseur und bekümmerte sich um das kleinste Detail.

Das Theatervergnügen dauerte mit Unterbrechungen bis zum Sommer 1785, wo es mit der Aufführung des „Barbier von Sevilla" von Beaumarchais seinen Abschluß fand.

Die Lebensgeschichte dieses Mannes ist einem abenteuerlichen Roman zu vergleichen. Das Schicksal hob Beaumarchais aus der Dunkelheit zum Glanz

und stürzte ihn dann unbarmherzig von der Höhe in den Abgrund zurück, aber nur, um ihn gleich darauf wieder aufzurichten und dasselbe Spiel mit höhnischer Laune neu zu beginnen. Ohne es zu ahnen, wurde Beaumarchais zu einem der bedeutsamsten Vorläufer der Revolution, indem er in seinen Lustspielen mit der ganzen Schärfe seines kaustischen Witzes den Staat angriff und den Adel verspottete. Obwohl er sich selbst den Adelsrang erworben hatte, reizte er doch das Bürgerthum zum entscheidenden Angriff gegen die Aristokratie auf.

Wie ihr Verfasser, hatten auch die beiden Lustspiele selbst ihre abenteuerliche Geschichte. Der „Barbier von Sevilla“ war im Jahre 1775 erschienen, neun Jahre früher als „Figaro's Hochzeit“. Die erste Aufführung war unglücklich gewesen und Beaumarchais hatte eine Niederlage mehr zu verzeichnen. Aber es scheint, daß er seine beste Kraft immer erst nach einem Mißgeschick fand. Wo Andere muthlos sich besiegt gegeben hätten, bäumte er sich auf und zwang nicht selten das widerstrebende Schicksal, ihm willig zu sein. So auch diesmal. Beaumarchais war einsichtig genug, die Ursache des Scheiterns in seiner Dichtung zu erkennen. Das hinderte ihn nicht, öffentlich allerlei von Kabale und Mißgunst zu reden, woran es ihm ja nicht fehlte. Aber er vollbrachte dabei in

aller Stille ein wahres Wunderwerk. Vierundzwanzig Stunden genügten ihm, sein Lustspiel umzuarbeiten, fünf langgedehnte Aufzüge in vier gut geschürzte, rasch sich entwickelnde Akte umzugestalten und dadurch die Niederlage in einen Sieg zu verwandeln. Zur ersten Aufführung war das Publikum in der Erwartung eines Genusses gekommen und hatte sich enttäuscht gesehen. Am nächsten Abend kam es, weil es auf einen Theaterskandal hoffte, und war erstaunt, ein unterhaltendes Lustspiel zu finden. Schon im „Barbier" fanden sich kühne Worte gegen die Aristokratie. Gleich im Anfang fragt Figaro den Grafen Almaviva, ob er viele Herren kenne, welche als Diener genügen könnten? Er spricht gegen die Minister, die ihm sein Ämtchen nahmen, weil er sich mit der Presse eingelassen, und gegen die Kritik, weil sie ihm ein dramatisches Werk zerzaust hat.

Aber das eigentlich revolutionäre Stück war erst „Figaro's Hochzeit". Schon 1781 war es vollendet und von der Comédie française zur Aufführung angenommen worden. Doch das Gerücht von seiner streitbaren Tendenz verbreitete sich. Man wollte wissen, daß es Niemanden und Nichts verschone, und König Ludwig wurde unruhig. Er ließ sich vom Polizeilieutenant das Manuskript bringen und Frau von Campan erhielt den Befehl, es ihm und der

Königin vorzulesen. „Ich fing an zu lesen“, erzählt diese. „Der König unterbrach mich oft durch lobende oder tadelnde Bemerkungen. Am häufigsten rief er: ‚Das zeugt von schlechtem Geschmack! Dieser Mensch bringt die Manier der italienischen Concetti auf die Bühne!‘ Bei dem Monolog Figaro's, der die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung angreift, hauptsächlich aber bei der Stelle über die Staatsgefängnisse, stand der König mit Lebhaftigkeit auf und sagte: ‚Das ist abscheulich und darf nie gespielt werden. Man müßte die Bastille zerstören, damit die Aufführung des Stücks nicht als gefährliche Inkonsequenz erschiene‘ . . . ‚Man wird es also nicht spielen?‘ fragte die Königin. ‚Gewiß nicht‘, entgegnete Ludwig. ‚Sie können sich darauf verlassen.‘“

Es ist hier nicht der Platz, die Vorgeschichte von „Figaro's Hochzeit“ zu erzählen. Ludwig XVI. hatte sein Veto eingelegt, aber man gedachte ihm die Erlaubnis zur Aufführung doch mit der Zeit abzuringen, und wirklich gab er endlich nach, wie später so oft und zu seinem Unglück. Beaumarchais wandte seine ganze diplomatische Kunst auf, um zu siegen. Er gewann das Interesse der Königin und des Prinzen Artois. Man sprach von dem verbotenen Stück, und Jedermann wollte es kennen lernen. Wie einst Mo-

lière seinen „Tartuffe" in den feinen Gesellschaften vorlas, als er ihn nicht aufführen durfte, so wurde jetzt Beaumarchais eingeladen, sein Lustspiel vorzutragen. Er las es z. B. bei der Prinzessin von Lamballe, vor dem Großfürsten Paul von Rußland, und endlich setzte es Graf Vaudreuil durch, daß er das Stück in seiner Villa zu Gennevilliers aufführen lassen durfte. Welche Mühe hatte es dem Grafen gekostet, nicht allein die Zustimmung des Königs, sondern auch die des schlauen Dichters zu erhalten! Beaumarchais sträubte sich, um durch seine Weigerung den Eifer der Figarofreunde noch mehr zu entfachen! Er brachte es zu Wege, daß das Stück, welches einen wahren Sturmlauf gegen den Adel und den Hof enthielt, gerade in den Kreisen des Hofs und des Adels die lebhaftesten Vertheidiger fand.

Figaro verhöhnt die Diplomaten. „Ihr großes Geheimnis besteht oft darin, daß sie kein Geheimnis haben; sie sind hohl und leer. Spione ausschicken, Verräther bezahlen, Briefe auffangen und eröffnen, die Armseligkeit ihrer Thaten durch die Wichtigkeit ihrer Zwecke adeln wollen, das ist ihre ganze Politik!" ruft er einmal. Und bekannt ist sein leidenschaftlicher Monolog im fünften Akt, wo er im Geist den Grafen Almaviva zur Rede stellt: „Adel, Reichthum, hoher Rang, Ehrenstellen, alles das macht so

stolz! Was hast du denn gethan, um so viel zu verdienen? Du hast dir die Mühe genommen, auf die Welt zu kommen, und nichts weiter! Im Übrigen bist du nur ein ganz gewöhnlicher Mensch! während ich, der ich in der Menge verloren bin, mehr Wissen und Witz brauche, um leben zu können, als man nöthig hat, um ganz Spanien hundert Jahre lang zu regieren!" —

Mit welch beißender Ironie sprach er über die willkürlichen Verhaftungen und die Preßfreiheit — zu Madrid. „Vorausgesetzt, daß ich in meinen Schriften weder von der Regierung noch von der Kirche, weder von Politik noch von Moral, weder von den Beamten noch von den Hofkreisen überhaupt rede, daß ich weder von der Oper noch von den andern Theatern, noch von irgend Jemand, der mit irgend Etwas zusammenhängt, spreche — kann ich unter der Aufsicht von zwei oder drei Censoren alles frei drucken lassen." Susanne, die Zofe der Gräfin Almaviva, schleudert den hochgestellten Frauen das verächtliche Wort zu: „Die vornehme Gesellschaft lehrt die Damen mit Leichtigkeit lügen, ohne daß man es merkt."

Und gegenüber solchen Ausfällen fand man sich nicht beleidigt, sondern es begab sich das Merkwürdige, daß jeder Höfling glaubte, Beaumarchais' schnei-

dige Kritik gelte nicht ihm, sondern seinen Bekannten, und daß sich jeder zum Voraus über des anderen Verdruß freute. Jeder hielt Figaro's Wort für wahr, daß gedruckte Grobheiten nur Wichtigkeit erlangen, wenn man ihre Verbreitung hemmt. Selbst vier Censoren, welchen das Stück vorgelegt wurde, verwandelten sich in wohlwollende Freunde und erklärten es für moralisch. So gab denn auch der König, der allein die Bedeutung des Stückes richtig erkannt hatte, endlich nach und gewährte im März 1784 die Erlaubnis zur öffentlichen Aufführung.

Frau von Campan erzählt, die Königin habe diese Nachgiebigkeit ihres Gemahls bedauert und allen Personen, zumeist dem Grafen von Vaudreuil, ihr Mißfallen bezeigt, daß sie den König umgestimmt hätten. Doch scheint das nicht recht glaublich. Hätte sie sonst bald nach dieser Figaro-Intrigue den „Barbier von Sevilla“ in ihr Repertoir aufgenommen?

Im Sommer 1785 versetzte die berüchtigte Halsbandgeschichte ganz Frankreich in Aufregung. Man hatte den Namen der Königin mißbraucht, um einem Juwelier ein Diamantenhalsband im Werth von nahezu zwei Millionen abzuschwindeln. Die Sache kam zu Tage, und Kardinal Rohan, der in diese trüben Geschäfte mit verwickelt war, wurde am 15. August

1785 verhaftet. Die Verleumdung fand dabei ein herrliches Spiel, und besonders die Königin sank in jenen Tagen tief in der Achtung der Nation. Sie war unschuldig, aber man glaubte damals das Schlimmste von ihr.

Wollte sie ihr gutes Gewissen zeigen, indem sie sich in ihrer herkömmlichen Lebensweise nicht stören ließ? wollte sie der öffentlichen Meinung trotzen? Vier Tage nach der Verhaftung des Kardinals fand in Trianon die erste Vorstellung des „Barbier von Sevilla“ statt. Die Königin gab die Rosine, Graf Artois den Figaro, Graf Vaudreuil den Almaviva. Wahrlich, man spielte mit dem Feuer! War es nicht wie eine Verspottung der eigenen Stellung, wenn ein königlicher Prinz im Figarokleid erklärte, sich schon glücklich zu schätzen, wenn er von einem großen Herrn vergessen werde? „Er erweist uns schon eine Wohlthat, wenn er uns nichts Böses zufügt.“

Der so sprach und mit Lust die Bosheiten Figaro's vortrug, war der Prinz, der vierzig Jahre später als Karl X. den französischen Thron besteigen sollte und durch einen frivolen Rechtsbruch den Anlaß zur Julirevolution und zum Sturz der Bourbonen gab!

Die Vorstellung des „Barbier“ schloß die theatralische Thätigkeit der Königin ab. Sie siedelte kurz

darauf nach dem Schloß von Saint-Cloud über, das sie gekauft hatte, und bald verdüsterte die immer steigende Sorge um den Bestand des Staats auch das leichtsinnigste Gemüth. Die Revolution warf bereits ihre drohenden Schatten voraus. Marie Antoinette fiel als eins ihrer edelsten Opfer, und gewiß hat sie durch ihre Haltung in den letzten schweren Jahren alle Fehler gesühnt, die sie in glücklicher Zeit und von heiterem Lebensmuth erfüllt gemacht haben mag.

Die Modethorheit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wenn man sieht, welche Ausdehnung die Sucht, sich auf einer Bühne zu produziren, gewonnen hatte, und wie ernsthaft die französische Gesellschaft ein frivoles Spiel betrieb, so versteht man besser, warum J. J. Rousseau sich so entschieden gegen das Theater erklärte. War die Theaterleidenschaft doch ein Hauptsymptom der Krankheit, von der die Gesellschaft erfaßt war und die in der Abkehr vom einfachen Familienleben bestand. Man spielte eigentlich immer Theater, und selbst Rousseau wußte im Leben seine einmal angenommene Rolle mit Geschick durchzuführen, wenn er auch auf dem Haustheater der Frau von Epinay keine Lorbeeren geerntet haben will. Er begann einen lärmenden Kreuzzug gegen die ganze moderne Civilisation, somit auch gegen alle Künste. Speziell gegen das Theater wandte er

sich in der Schrift „Lettre sur les spectacles“, die er an d'Alembert richtete, und worin er das Theater, die dramatische Poesie und Kunst völlig verdammte. Wir können hier auf seine Anklagen nicht weiter eingehen und wollen nur hervorheben, daß er dem Theater vorwarf, es schwäche den Charakter, indem es zu sehr auf Rührung des Publikums hinarbeite, und es helfe, die Herrschaft der Frauen in der modernen Gesellschaft zu befestigen, was er als ein großes Unglück beklagte.

Sein Angriff wurde diesmal nicht vom Sieg gekrönt. Rousseau war zwar durch seine politischen Schriften der Lehrer, der Prophet der Revolution; er hob den Staat aus den Angeln und erschütterte den Bau der alten Gesellschaft in seinen Grundfesten, aber das Theater konnte er nicht stürzen. Als das Königthum sank und die aristokratischen Familien auswanderten, um nicht auf dem Schaffot zu enden, fanden freilich die Dilettantenvorstellungen auf den Schloßtheatern einen jähen Schluß. Aber die Theaterlust des Volkes blieb lebendig auch in der schlimmsten Zeit des Terrorismus. Während der schrecklichen Septembertage des Jahres 1792, als das Blut in Strömen floß und wilde Mörderbanden die Gefängnisse erbrachen, um die „Aristokraten“ abzuschlachten, führte das Feydeau-Theater (früher die

„Komische Oper“) eine Idylle „Die kindliche Liebe“ von Desmoustier vor stets gefülltem Hause auf, und gar mancher, der Tags über gleichgiltig gesehen hatte, wie die angeblichen Vaterlandsfeinde ermordet wurden, fühlte sich des Abends im Theater von sanfter Rührung bewegt*)! Daneben wurden freilich auch Stücke aufgeführt, die zum Gemeinsten und Armseligsten gehören, was je über die Bretter gegangen ist. Wir nennen hier nur „Das letzte Gericht der Könige“ von Sylvain Maréchal, das drei Tage nach der Hinrichtung der Königin zum ersten Mal im „Theater der Republik“ gegeben wurde und alle europäischen Herrscher sammt dem Papst auf einer wüsten Insel ausgesetzt zeigte. Die Fürsten prügeln einander, streiten sich um einen Bissen Brot und werden zuletzt von der Erde verschlungen!

*) Vergl. mein Buch: „Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution.“ S. 145.

Das Geschlecht der Mirabeau.

Das Geschlecht der Mirabeau.

I.

In einem der engen Gebirgsthäler der Provence, das von der wilden Durance durchströmt wird, auf der Straße von Pertuis nach Manosque, erhebt sich stattlich auf jäh aufsteigendem Felsen das Schloß Mirabeau. Seit dem Jahr 1570 bis zur Revolution war dasselbe in dem Besitz der Familie Riqueti, die sich rühmte, von einer Florentiner Adelsfamilie, den Arrighetti, abzustammen. Sie seien um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als Ghibellinen aus Florenz vertrieben worden und hätten in der Provence eine neue Heimat gefunden. Diese Tradition — denn mehr als solche ist die Erzählung von der italienischen Herkunft der Mirabeau nicht — wird indessen vielfach und nicht ohne Grund bezweifelt. Kein einziges Dokument beweist sie, und der Name Riquet, ein Deminutiv von Henri, war ein vielverbreiteter Familienname in der Provence. Mit Sicherheit weiß man nur, daß die Voreltern Mirabeau's im sechzehnten Jahrhundert in Digne, einem kleinen provençalischen Städtchen, zu Hause waren, und daß ein Jean Ri=

queti als reicher Kaufmann und Fabrikherr in Marseille lebte. Durch den Handel mit Scharlachtüchern, die er verfertigte, hatte sich derselbe ein großes Vermögen erworben, war 1562 zum Konsul von Marseille gewählt worden und hatte die Tochter eines alten Adelsgeschlechtes, eine Glandevès, als Frau heimgeführt. Schloß Mirabeau gehörte damals den Glandevès, war aber in dem Krieg der Liga zerstört worden. Jean Riqueti kaufte es im Jahr 1570 um die Summe von einundzwanzigtausend Thaler und wurde so Herr von Mirabeau. Bald stand das Schloß wieder fest und mächtig da und wurde nun der Wohnsitz einer neuen, energischen, in ihren einzelnen Gliedern bemerkenswerthen Familie.

Zwei Jahrhunderte hausten die Mirabeau in diesem rauhen, aber in seiner wilden Schönheit imponirenden Gebirgsland, bis ihr Name durch Gabriel Honoré von Mirabeau, den gewaltigen Redner der Revolution, der ganzen Welt bekannt wurde. Aber mit ihm war das Geschlecht auch dem Aussterben nahe. Denn Mirabeau, der Tribun, starb ohne Nachkommen, und sein Bruder, der Vicomte Boniface von Mirabeau, genannt das Faß, hinterließ zwar einen Sohn, der jedoch der Letzte seines Stammes blieb.

Mirabeau ragt in der Geschichte der Revolution wie ein Riese über seine Zeitgenossen empor. Aber

er bietet kein Bild sittlicher Hoheit und männlicher Größe. Der Mann mit dem blatternarbigen breiten Gesicht, der zwei Jahre lang die Nationalversammlung und durch sie Frankreich beherrschte, hatte eine dunkle Vergangenheit hinter sich. Da war keine Leidenschaft, die nicht sein Herz entflammt, kein Elend, das er nicht gekostet hätte. In der einen Provinz zum Tode verurtheilt, in einer andern als Verschwender unter Kuratel gestellt, von seiner Frau geschieden, mit der Frau eines andern flüchtig und mit Gewalt wieder heimgebracht, mehrmals in strenger Haft gehalten, in grimmiger Fehde bald mit seiner Mutter, bald mit seinem Vater —, so zeigt er uns in der Geschichte seiner Jugend und seiner ersten Manneszeit ein trübes Nachtbild. Zugleich aber besiegt dieser merkwürdige Mann den Widerwillen, den er gegen sich erregt, durch die gewaltige geistige Kraft, die er mit einem Mal entfaltet, als ihm das Geschick den passenden Platz anweist.

Mirabeau ist nur zu verstehen, wenn man die Geschichte seiner Familie kennt. Dann sieht man klar, wie in dem kräftigen Geschlecht der Keim des Verderbens aufging, wuchs und drohend wurde; wie eine geistige und moralische Krankheit sich forterbte und den Untergang des ganzen Hauses herbeiführte. Die Geschichte der Eltern und Großeltern Mirabeau's ist

bisher wenig bekannt gewesen, besonders der Vater des Redners ist vielfach falsch beurtheilt worden. Um so willkommener erschien vor einigen Jahren aus dem Nachlaß des 1878 zu Mentone verstorbenen Historikers Louis von Loménie ein Werk über die Familie der Mirabeau, das eine Fülle von interessanten Dokumenten und Mittheilungen brachte. Bis jetzt sind nur zwei Bände erschienen, die sich hauptsächlich mit der Geschichte der Eltern befassen; zwei weitere Bände, welche die Geschichte des Redners selbst geben sollen, sind in Aussicht gestellt.

Das Schloß Mirabeau war, wie im 16. Jahrhundert, so auch in den Revolutionsjahren zerstört worden, und da sein Besitzer ausgewandert war, wurde es konfiszirt. Ein Bauer kaufte die Ruine um einen Spottpreis und hielt sie während vieler Jahre bis zum Sturz des Kaiserthums in seinem Besitz, obwohl er sie mehrmals mit Vortheil hätte verkaufen können.

Im Jahr 1815 aber gab er sie für fünfhundert Franken her. Der neue Besitzer hieß Lucas von Montigny und galt als des Grafen Mirabeau Sohn. Jedenfalls war er von demselben mit großer Liebe erzogen und in seinem Testament bedacht worden. Montigny's Sohn, Gabriel Lucas von Montigny, ließ das Schloß nach den alten Plänen wieder aufbauen und wählte es zu seinem Wohnort. Er hatte

von seinem Vater eine überaus reiche Sammlung von Dokumenten und Familienpapieren geerbt, die bis dahin unzugänglich waren. Loménie war der Erste, dem er genaue Einsicht gestattete, da er die Zeit gekommen glaubte, der Geschichte ihr Recht zu geben und das Andenken des Marquis von Mirabeau gegen manche bisher allgemein für begründet angesehene Beschuldigungen zu vertheidigen. Freilich kann das nur auf Kosten anderer Glieder der Familie geschehen, wie wir sehen werden. Loménie's Werk ist etwas unförmlich, da es die letzte Feile nicht erhalten konnte; aber auch so bietet es ein merkwürdiges Familienbild und ist ein werthvoller Beitrag zur Sittengeschichte Frankreichs im vorigen Jahrhundert*).

In der Geschichte der früheren Marquis von Mirabeau erscheint zunächst der Großvater des Redners, Jean Antoine, als eine originelle Figur. Geboren im Jahre 1666, trat er frühzeitig in die Armee und nahm an den blutigen Kriegen Ludwig XIV. Theil. Auf dem Schlosse Mirabeau ist noch jetzt ein Porträt von ihm erhalten, das ihn als Jüngling in der kleidsamen Uniform eines königlichen Offiziers zeigt. Seine Gesichtszüge sind schön, geistig belebt

*) Les Mirabeau. Nouvelles études sur la société du XVIII. siècle par Louis de Loménie. I. u. II. Band. Paris, Dentu 1879.

und haben einen Ausdruck großer Milde. Aber das Bild täuscht. Jean Antoine war eine feste, leidenschaftliche Natur. Er hat es nie weiter als bis zum Oberst gebracht, denn seine scharfe Zunge schonte Niemanden, und auch als Soldat mochte er sich nur schwer fügen.

Von seiner göttlichen Grobheit erzählte man sich manches Geschichtchen. Als er noch Hauptmann war, sollte er eines Tags seine Kompagnie einem Generalinspektor vorführen, kam aber zu spät. Der Inspektor ließ keine Entschuldigung gelten und notirte den Marquis als abwesend. „Da ich abwesend bin, nehmen Sie an, daß auch das in meiner Abwesenheit geschieht!“ rief da Mirabeau heftig und schlug den General mit der Reitpeitsche ins Gesicht. Verbürgt ist die Geschichte nicht, und jedenfalls hatte der Vorfall keine schlimmen Folgen.

Als Oberst stand er einst mit seinem Regiment in heißem Gefecht und wurde verwundet. Der Bruder des damaligen unfähigen Kriegsministers, General Chamillard, beglückwünschte ihn und versprach seinem Bruder genauen Bericht über die tapfere Haltung des Regiments und seines Obersten zu erstatten. „Es ist ein wahres Glück“, soll da der grimmige Marquis geantwortet haben, „daß der Minister Sie besitzt; denn wenn Sie nicht wären, wäre er der dümmste

Mensch der Welt.“ Mirabeau war eben alles eher als ein Höfling.

Während des spanischen Erbfolgekriegs stand er mit seinem Regiment bei dem Heere Vendôme's in Oberitalien. In dem Treffen bei Cassano (1705) fiel ihm die Aufgabe zu, eine Brücke gegen die Kaiserlichen zu vertheidigen. Seine Leute hatten sich niedergelegt, um sich besser gegen die feindlichen Kugeln zu schützen. Nur er verachtete solche Vorsichtsmaßregel. In seiner glänzenden Uniform stand er allein aufrecht und bot seine Riesengestalt als Zielscheibe dar. Eine erste Wunde am Arm achtete er nicht, aber ein Schuß in den Hals streckte ihn nieder. Fast leblos wurde er in das österreichische Lager geschafft, von wo ihn Prinz Eugen zu Vendôme bringen ließ. Seine Heilung galt als eine Wunderthat der Chirurgie, aber Zeitlebens mußte er ein silbernes Halsband unter seiner Binde tragen, um den Kopf aufrecht halten zu können. Auch blieb sein rechter Arm gelähmt. Das hinderte ihn nicht, drei Jahre nach dieser schrecklichen Verwundung, als zweiundvierzigjähriger Mann, das junge Fräulein Franziska von Castellane, eine der Schönsten des Landes, zum Altar zu führen.

Der Marquis machte durch seine Seltsamkeiten viel von sich reden, und die an sich schon merkwürdige

Heirath gab noch zu manchen andern Erzählungen Anlaß. Man wollte z. B. wissen, der Marquis habe sich kontraktlich ausbedungen, daß seine Frau keine Mitgift erhalte, und seine Schwiegermutter ihre Tochter nie besuchen dürfe. Die erste Angabe wird durch die Akten widerlegt, in welchen bei verschiedenen Abrechnungen immer der allerdings kleinen Mitgift der Marquise gedacht wird. So wird denn auch die zweite Mittheilung eine Fabel sein. Die junge Marquise war eine Frau von edlem Geist und hätte gewiß niemals in eine für ihre Mutter so beleidigende Klausel gewilligt. Möglich ist es aber, daß der Marquis seine Schwiegermutter immer fern zu halten wußte und somit die Sage veranlaßt hat.

Er war ein strenger Herr. Niemand durfte ihm widerstehen, und wehe dem, der seinen Zorn reizte. Seine Untergebenen wußten aus Erfahrung, daß er den Stock auch mit dem linken Arm vortrefflich zu schwingen wußte, seitdem er den rechten nicht mehr dazu gebrauchen konnte. Die Bauern, die ihn fürchteten, nannten ihn „le col d'argent“. Doch war er gerecht und trotz seines barschen Wesens wohlwollend. Er nöthigte die Faulenzer allerdings zur Arbeit, aber er schützte seine Bauern gegen den übermäßigen Druck der königlichen Beamten und der Steuerpächter. Kamen schlimme Zeiten über das Land, dann ließ

er größere Arbeiten ausführen, um seinen Leuten Verdienst zuzuwenden und sie vor Noth zu bewahren.

Die Marquise war, wie ihr Gatte, von eigenthümlichem Charakter. Sie hatte sich zur Ehe entschlossen, weil sie in dem Marquis einen Helden sah, dem sie den Vorzug vor anderen und jüngeren Männern geben müßte. Sie war eine stolze Erscheinung und von einer Willenskraft, die ihrem Auftreten manchmal etwas Rauhes gab.

Nach ihres Mannes Tod wußte sie die finanziellen Verhältnisse, die sich als zerrüttet erwiesen, durch weise Sparsamkeit und Ordnung wieder zu sichern und zu befestigen. Ihre Söhne sprechen in ihren Briefen mit der größten Hochachtung und Liebe von ihr als einer seltnen Frau. Um so schmerzlicher war es, daß dieselbe in den letzten drei Jahren ihres Lebens in Geisteskrankheit verfiel. Bei der Beurtheilung ihres Enkels, des Tribuns der Revolution, darf dieser Umstand nicht übersehen werden. Sie starb 1769, vierundachtzig Jahr alt.

II.

Der Marquis „Col d'argent" hatte drei Söhne und vier Töchter. Die Söhne waren alle ungewöhn-

liche Menschen, an Charakter ungleich, aber echte Mirabeau. Der älteste, der des Vaters Titel und Güter erbte, Marquis Victor von Mirabeau, war 1715 geboren. Er wurde der Vater des bekannten Staatsmanns und von ihm werden wir noch ausführlicher zu reden haben.

Der zweite Sohn war der Chevalier Johann Anton, der um zwei Jahre jünger war als sein Bruder. Zur Marine bestimmt, verließ er mit dreizehn Jahren das elterliche Haus. Er muß ein furchtbarer Knabe gewesen sein, denn er ergab sich als Seekadett dem Trunk und verbrachte die ersten Jahre seines Dienstes zumeist im Arrest. Mit einem Male aber bemeisterte er seine Leidenschaft und aus dem verwilderten Jüngling wurde ein braver, ehrenhafter, gemäßigter Mann. Sein Vater hatte ihn für den Malteserorden bestimmt und schickte ihn mit sechzehn Jahren nach Malta. Dort diente er mehrere Jahre in der Flotte, trat aber dann in den französischen Seedienst zurück, machte große Reisen, nahm an mehreren Seeschlachten und kleineren Kämpfen gegen die Engländer Theil, wurde als Linienschiffslieutenant schwer verwundet und gerieth in englische Gefangenschaft. Später stieg er zum Rang eines Kapitäns auf und wurde als Gouverneur nach der Insel Guadeloupe geschickt (1753), die er jedoch schon nach zwei Jahren aus Gesundheitsrücksichten wieder verließ.

Er schien zu einer bedeutenden politischen Rolle bestimmt, und man sah in ihm den künftigen Marineminister. Allein er hatte die Gabe seines Vaters geerbt, durch ungeschminkte Rede die Menschen zu verletzen, und am Versailler Hof konnte man das am wenigsten vertragen. In einer Reihe von Eingaben und Denkschriften kritisirte er die Marineverwaltung und deren Fehler. „Wenn Du es fertig bringst, Dein lebhaftes Blut zu mäßigen und die Zunge etwas im Zaum zu halten, so hast Du das Zeug zu einem großen Mann", schrieb ihm sein Bruder, der Marquis. Er aber antwortete: „Unsere Sprache wird ganz unverständlich, und man wird an den babylonischen Thurm erinnert, wenn auch in andrer Beziehung. Jeden geraden festen Mann, der sich gegen die Mißbräuche erhebt, will man jetzt einen Hitzkopf nennen; ein indolenter, geist- und herzloser Tropf gilt für einen Mann von Takt. Ein Schurke heißt jetzt nur noch ein gewandter Mann. Woher kommt diese Konfusion in unserer Sprache? Sollte man den Lastern deshalb schöne Namen geben, weil alle Menschen lasterhaft sind und doch die Schmeichelei lieben? sollte man die Tugenden mit abschreckenden Namen bezeichnen, weil jeder sie fürchtet und flieht?" (Brief vom 12. August 1758.)

Der Chevalier von Mirabeau wurde nicht Mi-

nister, und man begreift, warum. Das 18. Jahrhundert schwächte die Charaktere ab, indem es sie in eine weichliche Atmosphäre brachte, der Chevalier aber bewahrte seine feste Natur und bewährte sich jederzeit als ein Ehrenmann.

Aus dem französischen Dienst rief man ihn nach Malta zurück, um ihn zum Befehlshaber der Galeerenflotte zu machen. Mit dieser Würde aber waren zunächst sehr große Ausgaben verbunden, denn der Orden wollte auf diese Weise alle hohen Ämter den Mitgliedern des hohen Adels reserviren. Der Chevalier weigerte sich, das Amt zu übernehmen, weil er ohne Vermögen war. Er wußte nicht einmal, wie viel ihm sein Bruder als Erbtheil eigentlich auszuzahlen hatte. Dieser aber rieth ihm dringend zu, und entlieh selbst das Geld, das der Chevalier zu seiner Einrichtung brauchte. Das Amt wurde nur auf zwei Jahre verliehen, trug wenig ein und kostete 140 000 Livres, theils als Tribut an den Großmeister, theils für Repräsentation u. dgl. m. Der Orden war in völligem Verfall, und wenig nützte es, daß der neue Admiral in seinen zwei Amtsjahren die Flotte zu heben und in besseren Stand zu setzen unternahm (1763—1765). Der Marquis war, wie wir sehen werden, im Allgemeinen ein schlechter Spekulant. Aber in der Angelegenheit seines Bruders bewies er Scharfsinn und

Muth. Denn nach Ablauf seiner Zeit erhielt dieser die reichste Komthurei des Ordens in der Provence, die ihm jährlich vierzigtausend Livres einbrachte. Einige Jahre später stieg sein Einkommen noch höher, und er war im Stande, seinem Bruder, dem Marquis, nicht nur alles zurückzuzahlen, sondern denselben auch, als er in Noth gerieth, seinerseits kräftig zu unterstützen.

Eine innige Freundschaft verband die beiden Brüder, und das schöne Verhältnis, das zwischen ihnen bestand, wurde nie gestört. Während der Marquis in seinem Feuereifer oft unbesonnen handelte und sich die schwersten Verlegenheiten zuzog, bewahrte der Komthur immer seine Besonnenheit und seinen klaren praktischen Verstand. Da sie durch ihre Lebensstellung oft getrennt wurden, korrespondirten sie eifrig mit einander. Es haben sich an viertausend Briefe von ihnen erhalten, welche zeigen, daß der Marquis in allen seinen Nöthen dem Bruder sein Herz ausschüttete, und daß dieser immer auf seiner Seite stand, mochte auch die ganze andere Sippschaft gegen das Haupt der Familie ankämpfen. Neben ihren persönlichen Angelegenheiten besprachen die Brüder in ihren Briefen auch alle möglichen Fragen, welche die Welt damals beschäftigten. Die Veröffentlichung wenigstens einer Auswahl dieser Briefe wäre nach den von

Loménie mitgetheilten Proben gewiß ein interessanter Beitrag zur Kenntnis der französischen Zustände im 18. Jahrhundert.

Der Komthur kehrte im Jahr 1767 nach Frankreich zurück und konnte, wie wir sehen werden, seinem Bruder in dessen schwerem Kampf treu zur Seite stehen. Er überlebte diesen, sowie seine zwei Neffen. Der Sturm der Revolution trieb ihn jedoch wieder nach Malta zurück, wo er 1794 starb.

Der dritte Sohn des „Col d'argent“, Graf Ludwig Alexander, trat in die Armee, zerfiel aber mit den Seinigen, als er sich mit einer übelbeleumundeten Schauspielerin verheirathete. Nach dem baldigen Tod derselben fand er eine einflußreiche Stelle an dem Hof zu Bayreuth, für den er zweimal als Gesandter nach Paris ging. Das erste Mal (1757) sollte er im Interesse des Königs von Preußen für einen Friedensschluß arbeiten, scheiterte jedoch. Als er sich später mit einer Gräfin Julie Dorothea Künsberg verheirathete, söhnte er sich auch mit seiner Mutter und seinen Geschwistern wieder aus. Er starb 1761 ohne Nachkommen, und seine Wittwe opferte ihr ganzes Vermögen, um die Schulden zu bezahlen. Da lud der Marquis seine Schwägerin zu sich ein, errang ihr eine königliche Pension von 4000 Franken, als Ersatz für eine Schuld, die der

Graf von dem französischen Staat zu fordern hatte, und „la petite Allemande", wie sie in den Briefen heißt, erwies sich als die gute Fee des Hauses Mirabeau. Sie stand besonders der Mutter in den letzten schweren Lebensjahren sorgend und helfend zur Seite.

Der Marquis Victor von Mirabeau, der älteste der drei Brüder und das Haupt der Familie, interessirt nicht allein wegen seines absonderlichen Charakters, sondern auch als der Vater des berühmten Redners. Er war ein Mann von rastlosem Sinn, voll Unternehmungslust, der Begeisterung und Hingebung fähig; er gehörte eine Zeit lang zu den beliebtesten Schriftstellern seines Landes, gerieth dann in Kampf mit seinen nächsten Verwandten, wurde verkannt, verarmte und hatte den bitteren Kelch der Verleumdung bis auf die Neige zu leeren.

In seiner Jugend Soldat, machte er 1734 einen kurzen Feldzug in Deutschland mit, stand dann in verschiednen Garnisonen, erwarb sich die Freundschaft des edlen Vauvenargues, der nur zu früh der Literatur entrissen ward, und machte in Bordeaux auch die Bekanntschaft Montesquieu's. Als er durch den Tod seines Vaters in den Besitz des Vermögens kam und die Verwaltung der Güter übernahm, gab er die militärische Laufbahn auf. Sein jährliches Einkommen

belief sich nach Abzug von 11 000 Livres, die er an Mutter und Geschwister zu bezahlen hatte, auf 16 000 Livres, womit er in der Provinz sorgenfrei und standesgemäß hätte leben können. Allein er wurde sein Leben lang von der Idee gequält, er müsse Größeres erreichen, nicht für sich selbst, sondern für die Familie. Immer trug er sich mit Plänen, die auf die Verbesserung seiner Besitzungen hinausliefen, die auch oft verständig und praktisch gewesen wären, wenn er zu ihrer Ausführung ein größeres Kapital gehabt hätte. So faßte er gleich Anfangs den Gedanken, einen Kanal nach Mirabeau zu leiten, mußte aber davon abstehen, nachdem er einige tausend Livres für Pläne und Versuche ausgegeben hatte. Im Jahr 1740 kaufte er in der Nähe von Nemours eine Herrschaft um den Preis von über hunderttausend Livres, obwohl sie so vernachlässigt war, daß er noch viel Geld aufwenden mußte, um sie nur ertragsfähig zu machen. Mit ähnlicher Übereilung erwarb er in Paris ein Haus, das bei näherer Betrachtung so verwahrlost war, daß er es nicht beziehen konnte. Für 30 000 Livres hatte er es gekauft, nach einigen Jahren hatte es ihn schon 100 000 Livres gekostet, und er war froh, als er es mit Verlust gegen ein kleineres umtauschen konnte.

Nicht anders als bei diesen Spekulationen ver-

fuhr der Marquis, als ihm der Gedanke kam, zu heirathen. Eines Tags sagte er sich, daß es gut wäre, wenn er die Tochter eines Marquis von Vassan als Frau heimführte. Er kannte diesen zwar als einen habsüchtigen, zu nichts brauchbaren Mann und hatte dessen Frau und Tochter, die auf ihrem Gut bei Limoges wohnten, nie gesehen! Dazu kam, daß die Bedingungen, unter welchen ihm Vassan seine Tochter geben wollte, durchaus nicht vortheilhaft waren. Die Vassan waren sehr reich, denn sie hatten Besitzungen im Limousin, Perigord und Poitou, aber sie waren geizig und egoistisch. Sie gaben ihrer Tochter das Gut Saulveboeuf mit, das nach ihrer Behauptung 4000 Livres tragen sollte, in Wahrheit aber viel weniger werth war. Die Freunde des Marquis riethen von dem Abschluß der Ehe ab, aber Mirabeau beharrte auf seinem Plan, reiste nach Aigueperce und ließ sich mit dem Fräulein von Vassan trauen (21. April 1743). „Wenige Tage nachher erkannte ich, wie wenig ich mit meinen Anschauungen und meinem Charakter zu den Leuten paßte, bei denen ich wohnte.“ So erzählt er selbst; denn wenn er nicht eigenhändig die Geschichte seiner Werbung aufgezeichnet hätte, wäre man versucht, sie als eine Übertreibung spöttischer Freunde aufzufassen. Der Marquis war ein leidenschaftlicher Schriftsteller, wenn

auch nur die wenigsten seiner Arbeiten gedruckt wurden. In dem Archiv zu Mirabeau sind etwa 40 Bände Manuskript von ihm aufbewahrt. Unter ihnen befindet sich eine Art Rechenschaftsbericht, den er 1747 für seine Nachkommen zu schreiben begann. Er ging dabei von dem Zeitpunkt seiner Heirath aus, und da er seinen Bericht lange fortführte, entstand daraus eine Art Selbst-Biographie, die ihn vortrefflich kennen lehrt. Mirabeau's Bruder, der Seemann, war nichts weniger als entzückt von der Schwägerin. „Drei Tage Bekanntschaft mit Deiner Frau", schrieb er dem Marquis im Jahre 1780, „lehrten mich, daß sie nirgends hin passe", und er erzählte ihm, wie er sich einst um einen Gesandtschaftsposten für ihn bemüht, der Minister aber auf die lächerliche Frau hingewiesen habe, die dem Marquis jede Repräsentation unmöglich mache. Dieser sah denn auch selbst ein, daß er sein eignes Glück nicht begründet hatte, aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er sich für sein Haus opfere. Seine Nachkommen würden einst im Besitz weit ausgedehnter Güter sein, und sein Ehrgeiz zeigte ihm für dieselben noch ein höheres Ziel. Obwohl er durch die oben erwähnten Spekulationen und Käufe sein Vermögen derart angelegt hatte, daß er nicht viel mehr als 6000 Livres jährlich einnahm, — denn seine Frau verbrauchte ihre Rente für sich — so

wagte er in seinem unerschütterlichen Optimismus einen neuen großen Kauf. Von einem Rohan übernahm er das Herzogthum Roquelaure, das in alter Zeit zum Besitz der mächtigen Grafen Armagnac gehört hatte. Ohne es nur besichtigt zu haben, kaufte er es um 450 000 Livres und überließ dann seinem Notar die Sorge, das nöthige Geld zur ersten Zahlung aufzutreiben. Er stürzte sich damit in unendliche Sorgen, Mühen und Prozesse. Aber konnten nicht seine Nachkommen die Früchte davon ernten? konnte er nicht der Begründer eines herzoglichen Geschlechtes werden? Der schöne Traum dauerte acht Jahre, dann mußte der Marquis froh sein, daß er sein Herzogthum ohne erheblichen Verlust an die Krone verkaufen konnte.

Ähnliche Sorgen hatte er sein Leben lang, denn immer wieder ließ er sich zu neuen Unternehmungen bewegen, die meistens nur Opfer verlangten. So war er seit 1763 ein Hauptaktionär in einer Bergwerksunternehmung, von der er nach einigen Jahren lobend sagte, sie habe schöne Aussichten auf Gedeihen!

Freigebig und großmüthig, hatte er es durchgesetzt, daß sein Bruder das Geld von ihm annahm, um in Malta das Generalat der Flotte führen zu können. Aber er selbst lieh das Geld. Als seine zweite und dritte Tochter sich verheiratheten — die

älteste war ins Kloster gegangen — gab er jeder 80 000 Livres baares Geld mit. Aber er lieh sie zuvor! Als sein ältester Sohn sich 1772 mit Fräulein von Marignane verheirathete, sicherte er diesem ein jährliches Einkommen von 6000 Livres zu und versprach noch mehr für die Zukunft.

Trotz dieser merkwürdigen Finanzkunst hätte sich der Marquis in seiner Stellung erhalten, und seine Kinder wären durch das Vassan'sche Erbe mit der Zeit sogar reich geworden, wenn in der Familie Einigkeit geherrscht hätte. Hier aber lag die Quelle seines Unglücks. Es war sein Verhängnis, daß er seine schlimmsten Feinde in seiner Frau und seinen Kindern finden sollte!

Als die Fehde in der Familie ausbrach, war Mirabeau ein berühmter Mann, und seine schriftstellerischen Arbeiten, die ihm den großen Ruf erwarben, rufen auch heute noch unser Interesse wach. Der Marquis gab sich viel mit politischen und nationalökonomischen Fragen ab, von welchen besonders die letzteren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Geister mehr als früher beschäftigten. Montesquieu hatte mit seinem „Esprit des lois“ (1748) die erste gewaltige Anregung gegeben und den eingeschlafenen Sinn seiner Nation aufgerüttelt, indem er ihr eine Menge wichtiger Ideen und Probleme zu weiterer

Überlegung gab. Er hatte damit die Epoche der Reformbewegung eröffnet, die erst mit der Revolution einen vorläufigen Abschluß fand.

Der Marquis von Mirabeau sah schon im Beginn dieser Zeit die Gefahr voraus, die Frankreich bedrohte, und rieth, die nahende Revolution durch weitgehende Reformen zu beschwören. Schon 1750 verlangte er in einer anonymen Schrift die Wiederherstellung der Landtage in allen Provinzen, wobei er offen für das Recht des dritten Standes eintrat, in doppelter Anzahl zu erscheinen. Dies hätte freilich nichts genützt, wenn nach Ständen — Adel, Klerus, Bürgerthum — abgestimmt worden wäre. Aber der Marquis sprach sich auch entschieden für die Vereinigung aller Abgeordneten zu einer Versammlung und für Abstimmung nach Köpfen aus, wodurch der dritte Stand so stark geworden wäre, wie die Abgeordneten der beiden anderen Stände zusammen. Es ist gewiß bemerkenswerth, daß die Lösung dieser Frage, welche beim Zusammentritt der Reichsstände 1789 den Ausbruch der Revolution veranlassen und die Redegewalt Mirabeau's zum ersten Mal zeigen sollte, schon von dem Vater des Redners in liberaler Weise empfohlen wurde. Das Werk jedoch, das den Marquis besonders bekannt machen sollte, erschien im Jahre 1756 und trug den bezeich-

nenden Titel „Der Menschenfreund". Das achtzehnte Jahrhundert mag manche Fehler aufweisen, aber es versöhnt seine Gegner, wenn es den Schatz von Menschenliebe und großherziger Begeisterung enthüllt, die es für alle Fragen des Fortschritts, der Humanität, der geistigen Befreiung in sich trug. Auch der Marquis von Mirabeau war ein Apostel des Menschenthums, wenn auch manchmal ein recht sonderbarer Apostel. Er war überzeugt, ein einfaches Mittel gefunden zu haben, die Menschen glücklich zu machen, und theilte dasselbe in seinem „Menschenfreund" mit. Die Frage des Pauperismus galt ihm für überaus wichtig. Er war einer der ersten, der sich wissenschaftlich mit ihr beschäftigte und eine Lösung suchte. So wurde er einer der Begründer der Nationalökonomie.

Man erstaunt, in dem Buch des Marquis von dem Recht des Armen auf Arbeit zu lesen. Er lehrte, daß der Staat die Pflicht habe, jedem seiner Bürger eine sichere Existenz, die nöthige Nahrung, eine passende Kleidung und eine Lebensweise zu bieten, die seiner Gesundheit nicht nachtheilig sei. Er beklagte, daß die Bauern aus den Dörfern in die Marktflecken ziehen, daß man die Marktflecken mit den Städten, und diese wieder mit Paris vertausche und das Land dadurch schwächte. Er möchte, daß die Regierung die

Großen zwar liebe und die Mittleren stütze, aber die Kleinen vor allen anderen ehre, damit diese nicht immer über ihren Stand hinaus strebten. „Der Rentner ist ein Müßiggänger, der nur genießt und die Mehrzahl der Übel verschuldet, an welcher die Gesellschaft krankt.“ Das klingt fast wie heutiger Sozialismus, und doch war der Marquis weit davon entfernt. Er wollte nur die Regierung überzeugen, wie gut sie daran thäte, die Rente allmählich herabzusetzen und durch Heimzahlung der Schulden endlich ganz zu unterdrücken. Auch in anderer Hinsicht erwies sich Mirabeau seiner Zeit voraus. Er sprach als echter Freihändler, der jede Schranke des Handels beseitigen möchte. Royalistisch gesinnt, erlaubte er sich doch seinem König derbe Wahrheiten zu sagen. Unter anderem fragte er ihn, ob er es nicht kindisch finde, daß man seinen Statuen immer eine so hochmüthige und befehlshaberische Miene gebe? und derlei mehr. Das Buch erschien nur wenige Jahre vor Rousseau's „Contrat social“ und machte so viel Aufsehen, daß es in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte. Da es wiederum anonym erschienen war, wurde es vom Publikum Montesquieu zugeschrieben. Doch wurde der Marquis bald als Verfasser bekannt und behielt denn auch seitdem den Beinamen „der Menschenfreund“, den man ihm frei-

lich später ironisch auslegte*). Seiner Freundin, der Gräfin Rochefort, schrieb er einmal: „Ich liebe das Volk, liebe die Menschen und weiß, um wieviel liebenswerther sie sein würden, wenn sie glücklich wären." Dieser Gedanke hatte ihn veranlaßt, sein Buch zu schreiben. Er begann es, ohne sich ein strenges System gebildet zu haben, ja als einfacher Dilettant. Er habe von der Nationalökonomie nicht mehr verstanden als seine Katze, schrieb er ein ander Mal (Brief an Longo vom 11. Juni 1778), und nur sein kräftiges Temperament habe ihn bei der Abfassung seines Buchs geleitet.

Später schloß er sich an die Schule der Physiokraten an, welche in der Hebung und Förderung des Landbaus alles Heil erblickten. Das Haupt der Schule war Doktor Quesnay, der Leibarzt der Pompadour, und sein eifrigster, thätigster Anhänger war der Marquis. Er war einer der ersten, die mit Entschiedenheit gegen die Frohnden auftraten, und als es galt, die Ideen der Physiokraten über die Steuern darzulegen, wurde er ebenfalls zuerst vorgeschickt.

In seiner Schrift „de l'impôt" (1760) legte Mirabeau die Gebrechen der Finanzverwaltung mit allem

---

*) Das Buch „l'ami des hommes" ist neuerdings neu gedruckt worden.

Freimuth bloß und betonte, daß der Monarch keine Steuer ohne die Zustimmung seiner Unterthanen erheben dürfe. Vor allem wetterte er gegen die Finanzpächter, welche die Erhebung der meisten Abgaben gepachtet hatten und kolossale Summen gewannen. Welche Verhältnisse damals in Frankreich bestanden, beweist die eine Angabe, daß der Preis des Salzes in jeder Provinz verschieden war, und der Centner in der einen zwei Livres, in einer andern dagegen 62 Livres kostete, was den Schmuggel geradezu herausforderte. Im Jahre 1783 wurden allein wegen des Salzes 4000 Beschlagnahmen vorgenommen, 2500 Männer, 2000 Frauen und 6000 Kinder arretirt und 200 Menschen auf die Galeren geschickt. Von 6000 Bagnosträflingen waren damals über ein Drittel Schmuggler! „Stürzen wir nur zunächst das Pachtsystem, und wir haben genug gethan für die Wiedergeburt!“ rief Mirabeau in seinem Buch. Aber die Finanzpächter waren stärker als er; ein Verhaftsbefehl brachte ihn nach Vincennes, von wo er einige Tage nachher auf sein Gut Bignon (etwa 20 Wegstunden von Paris) verwiesen wurde.

Damals stand der Marquis auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Aber ein schmerzlicher Wechsel erwartete ihn.

Er hatte sich in der Hoffnung gewiegt, der lei-

denden Menschheit Hilfe bringen zu können, und mußte die bittere Erfahrung machen, daß er selbst von seiner eigenen Familie Unglück und Haß nicht fern halten konnte. Er selbst war Schuld an der Zerrüttung des Vermögens, aber er hätte, wie wir schon gesagt haben, den völligen Ruin vermieden, da manche seiner Unternehmungen nach Jahren endlich fruchtbringend ward und er durch den Tod seiner Schwiegereltern in den Besitz eines großen Vermögens gelangte. Da aber trat ihm seine Frau als furchtbare unversöhnliche Feindin entgegen. Der Marquis hatte sie immer nachsichtig und rücksichtsvoll behandelt, obwohl sie ihm das Leben sehr schwer machte. „Die zwanzig Jahre, die ich mit ihr verlebt habe“, gestand er später seinem Bruder, „waren zwanzig Jahre der Kolik!“ Endlich aber ging es nicht weiter. Er kam in den Besitz von Papieren, welche die Ehre seiner Frau im höchsten Grad kompromittirten, sie einer gemeinen Dirne gleichstellten — und eine außergerichtliche Trennung war die Folge. Bald aber überzeugte sich die Marquise, daß ihr Gatte öffentlichen Skandal scheute, und von Intriganten gereizt, ging sie zum Angriff über. Ihre dritte Tochter, Frau von Cabris, die im schlechtesten Ruf stand, gab einen Theil der Mitgift her, damit ein Prozeß begonnen werden konnte! Und ihr Vater hatte sich das Geld geliehen, um seine Tochter

auszustatten. Nun verlangte die Marquise gerichtliche Scheidung und natürlich die Auslieferung des elterlichen Vermögens, ohne zu berechnen, was ihr Gatte alles für sie selbst und die Kinder aufgewandt hatte. Siegte sie im Prozeß, so war der Marquis verloren, und das wünschten die beiden entarteten Frauen.

Um jene Zeit erhielt der Marquis eine weitere Hiobspost. Sein Sohn hatte binnen weniger Monate eine Schuldenlast von 188 000 Livres, zumeist in Wucherwechseln, kontrahirt und verlangte Geld. Der Marquis konnte nicht helfen und hätte auch nur erreicht, daß er in kürzester Zeit die gleichen Schulden wieder gefunden hätte. Er erwirkte einen königlichen Befehl, der seinen Sohn, den Grafen, auf Schloß Mirabeau verwies, und als derselbe dort Waldungen fällen ließ und selbst Möbel verkaufte, bannte ihn eine neue Ordre in das kleine Städtchen Manosque in der Provence. Wir haben hier die Jugendgeschichte des Grafen nicht zu verfolgen. Nur zur Erinnerung sei erwähnt, daß er 1774 unter Kuratel gestellt wurde. Auch diese Maßregel half nichts. Der junge Mirabeau, von seiner Frau gröblich betrogen, verließ Manosque und ließ sich solche Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen, daß man ihm einen Kriminalprozeß machte. Da ließ sich der Mar-

quis, der früher gegen die lettres de cachet als einen Mißbrauch geschrieben hatte, verleiten, einen solchen Haftbefehl für seinen Sohn zu erbitten. Dieser wurde daraufhin in das feste Inselschloß If bei Marseille, dann nach der kleinen Festung Joux in dem Jura gebracht, entfloh mit der Frau des Präsidenten Monnier, wurde in Holland ergriffen und über drei Jahre in Vincennes eingesperrt (1777—1781). Ein paar Jahre zuvor hatte seine liebenswürdige Mutter in einem Anfall von Wuth eine Pistole auf ihn abgedrückt, wie er selbst in einem Brief konstatirt (an Boucher, 18. November 1779), allein er hatte doch seinen Frieden mit ihr gemacht, als er sah, daß er von seinem Vater kein Geld mehr zu erwarten hatte. Wenn die Mutter ihren Prozeß gewann, konnte sie ja zahlen. Also hatte er ihr seine Bundesgenossenschaft angetragen und besonders von Holland aus gegen den Marquis geschrieben. Der würdige Sohn entblödete sich nicht, gehässige Artikel in Amsterdamer Blätter einzurücken, und verfaßte ein so gegemeines Pamphlet gegen seinen Vater, daß er seiner Mutter empfahl, es nur heimlich zu verbreiten. Denn er sandte ihr fünfhundert Exemplare, mit der Bitte, sie einem Kolporteur zu übergeben, damit er auf seine Kosten komme! Mutter und Sohn überboten einander in den frechsten Verleumdungen, und zerrten

die intimsten Vorgänge vor die Öffentlichkeit. Der Marquis schwieg; er weigerte sich, das neugierige Publikum als Richter anzurufen. Als aber das Gericht die Klage der Marquise auf Scheidung abwies, (1777) und diese im Verein mit ihrer giftigen Tochter den Kampf doch fortsetzte, rief der Marquis noch einmal die königliche Intervention an. Auf Grund zweier lettres de cachet wurden die beiden Frauen in ein Kloster, natürlich jede in ein andres, gesperrt, was aber Frau von Cabris nicht hinderte, nun auch ihrerseits eine wüthende Schmähschrift gegen ihren Vater zu veröffentlichen.

Das Mittel, das der Marquis nun gegen drei Glieder seiner Familie angewandt hatte, erwies sich verderblicher für ihn selbst als für jene. Denn damit gab er seinen Feinden neue Waffen in die Hand. Sie verschrieen ihn nun als einen Tyrannen der schlimmsten Art, der früher nur liberale Grundsätze geheuchelt hätte, und seine Popularität schlug in das Gegentheil um. Aber er erwartete in Ruhe einen besseren Spruch von der Nachwelt. Sorgsam sammelte er alle Dokumente über seine Familientragödie, und da diese jetzt bekannt werden, beweisen sie, daß er zwar oft geirrt hat, daß er aber ein Ehrenmann, ein Mann von warmem Herzen gewesen ist.

Die Marquise gewann nun ihren Prozeß. Ihr

Advokat betonte, daß eine Frau, die von ihrem Mann ins Gefängnis geschickt worden sei, ein Recht auf Scheidung habe, und das Parlament sprach im Jahr 1781 die gewünschte Trennung aus. Damit war der Marquis ruinirt, denn er mußte seine Frau in den Besitz von 38 000 Livres jährlicher Rente setzen. Er gab alles her und wäre ohne seinen Bruder, den Komthur, verloren gewesen. Dieser aber, der ja Dank der einstigen brüderlichen Sorge des Marquis eine große Einnahme hatte, sicherte ihm eine jährliche Pension von 15 000 Livres zu.

Die geschiedene Marquise war aber noch nicht zufrieden. Sie prozessirte gegen ihren früheren Gatten bis zu dessen Tod. Sie behauptete, ihr Besitz sei vom Marquis zum Theil verkauft, zum Theil vernachlässigt und verdorben worden, und beanspruchte die Kleinigkeit von beinahe einer Million als Entschädigung.

Übrigens erfreute sie sich ihres Sieges nicht. Sie hatte ihr Vermögen schon zum Voraus theils den Intriganten, die sie leiteten, verschrieben, theils hatte sie es im Spiel verloren, und sie gerieth in bitteres Elend. Es scheint, daß sie in den letzten Jahren geistig krank war. Ihre Briefe aus dieser Zeit sind fast nur Bettelbriefe. „Ich trinke nichts als Wasser und bin ohne Holz. Ich brauche zehn Louisdor; erweisen Sie mir diese Gunst, und Sie

retten mir das Leben." (Brief an den Baron M. vom 17. Januar 1786.) Das ist nur eine Probe ihres Stils.

Der Marquis starb im Sommer 1789 und sah somit nur den Beginn der glänzenden politischen Laufbahn seines Sohnes. Die Marquise dagegen überlebte den Volkstribun, denn sie starb erst im November 1794. Auch mit diesem hatte sie sich wieder überworfen. Als sie von seinem nahen Ende hörte, wollte sie zu ihm dringen, obwohl er ihr sein Haus verboten hatte, allein man ließ sie nicht vor, weil man die Aufregung des Kranken fürchtete, und dieser selbst sich weigerte sie zu sehen. Nach seinem Tod focht sie dessen Testament an, da er noch unter Kuratel stehe und das Edikt von 1774 nicht widerrufen sei. Ja sie warf dem Verstorbenen noch nachträglich vor, daß er diesen Umstand benutzt habe, um Schulden zu machen und sie nicht zu bezahlen, reiche Gastmahle zu geben und den Wirth dann an seinen Kurator zu verweisen.

Wahrlich, der Tribun hatte ein finsteres Erbtheil von seinen Vorfahren erhalten. Wie konnte ein sittlich fester Mann aus einer Familie hervorgehen, die man schaudernd mit dem Geschlecht des Atreus verglichen hat?

Ein Reporter

im

achtzehnten Jahrhundert.

I.

Die Aufmerksamkeit des französischen Volks wendet sich seit einigen Jahren mit Vorliebe den Schriften der früheren Zeiten zu. Die Werke der großen Schriftsteller und Dichter der letzten zwei Jahrhunderte werden in immer neuen Prachtausgaben veröffentlicht, erklärt und mit philologischer Genauigkeit bearbeitet. Aber nicht allein diesen gilt die emsige Arbeit. Was nur von irgend welcher Bedeutung in den letzten Jahrhunderten erschienen ist, wird wieder vorgenommen, und der Eifer für die literarhistorischen Studien war nie größer als jetzt.

So hat man auch eine neue Ausgabe der „Literarischen Korrespondenz" von Grimm besorgt*). Diese Korrespondenz, die für die Kenntnis des vorigen Jahrhunderts ungemein wichtig ist, wird auch für Deutschland von besonderem Interesse, weil der Mann, der beinahe vierzig Jahre lang diese ab-

*) Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot, Raynal, Meister etc., publiée par Maurice Tourneaux. Paris, Garnier frères. 1877 ff.

sonderliche Zeitung leitete und darin das geistige und soziale Leben Frankreichs beleuchtete, ein Deutscher war und, obwohl in französischer Sprache, doch hauptsächlich für Deutsche schrieb.

Grimms „Literarische Korrespondenz“ ist ein Beweis mehr für die Herrschaft, welche sich der französische Geist während des vorigen Jahrhunderts in ganz Europa errungen hatte. Paris war nicht allein die Königin der Mode; es herrschte durch seine Sprache, seine Literatur, seine Kunst, durch seine Art zu denken und zu fühlen. Paris war die Hauptstadt von Europa, und die geringsten Begebenheiten interessirten, wenn sie von dort gemeldet wurden.

Wie aber konnte man erfahren, was in Paris vorging, da die Zeitungspresse noch wenig ausgebildet war und sich mit der Verbreitung jener Art von Neuigkeiten, auf die man in der Provinz und im Ausland besonders lüstern war, gar nicht abgeben konnte. Man hatte wohl als politische Zeitung die nüchterne altmodische „Gazette de France“ und neben ihr, als Organ der literarischen Interessen, den „Mercure“, der alle vierzehn Tage als stattliches Bändchen erschien und Novellen, Gedichte, Räthsel nebst Bücherkritiken und Theaterrezensionen brachte.

Allein das genügte nicht. In den kleinen französischen Städten blickten die Schöngeister sehnsüchtig

nach Paris, die adligen Familien langweilten sich auf ihren Besitzungen in der Provinz, und alle wünschten in Kenntnis von dem gehalten zu werden, was man sich in den Salons der Hauptstadt erzählte, vielleicht auch nur in das Ohr zu sagen wagte. Man wollte nicht bloß ernste literarische Mittheilungen haben, sondern daneben auch pikante Geschichtchen, Scandalosa, die neuesten Spottgedichte lesen und überhaupt von den tausend wichtigen Kleinigkeiten in Kenntnis gesetzt werden, welche dem Leben einer Großstadt einen Hauptreiz für die oberflächlichen Menschen verleihen.

So hatte schon Frau von Sévigné ihrer Tochter alles genau gemeldet, was sie erlebte und hörte. In diesem Bedürfnis lag auch, bei dem Mangel an Zeitungen, der Grund, warum man im vorigen Jahrhundert so eifrig korrespondirte. Der Brief ist heute durch die Zeitungen und deren allwissende Reporter getödtet. Aber nicht jeder hatte so gute und wohlunterrichtete Freunde, daß er an ihren Briefen sein Genüge gefunden hätte. So verfielen denn praktische Köpfe auf den Einfall, mit ihren Briefen ein Geschäft zu verbinden. Man konnte auf sie abonniren und erhielt dann zu gewissen Zeiten seinen Brief. Natürlich waren diese, die für Fremde und für einen größeren Kreis bestimmt waren, sehr vor-

sichtig gehalten und auch meist nüchternen Inhalts. Glücklich aber derjenige, der sich aus der Zahl der gebildeten und den Ereignissen nahestehenden Männer seinen Korrespondenten werben konnte! Auf der Bibliothek Mazarine in Paris sind acht Bände Briefe aufbewahrt, welche sich die Marquise von Balleroy in den Jahren 1701—1725 aus Paris schreiben ließ. Sie wohnte in der Nähe von Caen auf ihrem Schloß, dessen Stille sie nur schwer ertrug. Einen kleinen Ersatz für das glänzende Leben in der Hauptstadt fand sie in den Briefen, welche sie sich von ihren Brüdern Caumartin und ihren Neffen, den beiden Argenson, erbat. Diese letzteren waren besonders fleißig, und ihre Mittheilungen heute noch für die Kenntnis jener Zeit sehr wichtig*).

Schwieriger noch war es, den Wünschen des Auslands zu genügen. Die vornehmen Familien in Deutschland, Rußland, Polen, Schweden, Dänemark und vielen andern Ländern ließen ihren Kindern eine rein französische Erziehung geben, schickten sie auch womöglich einmal selbst nach Paris auf die hohe Schule der Lebensart. An den nordischen Höfen, vor allem an den vielen kleinen deutschen Fürstenhöfen, sprach man fast nur französisch, las man — wenn man überhaupt las — fast nur französische Bücher

*) Auch sie werden jetzt publizirt.

und spielte nur französische Komödie. Kein Wunder, daß man auf die Nachrichten aus Paris wie auf Orakelsprüche lauschte, und sich Korrespondenten daselbst zu gewinnen suchte. So weiß man, daß Moritz von Sachsen eine Zeit lang den „Reporter“ für seinen Bruder, den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, bildete. Die Herzogin Dorothea von Gotha ließ sich von dem bekannten Abbé Raynal schreiben, und dessen Briefe, die mit dem Jahre 1747 beginnen, sind noch im Archiv von Gotha aufbewahrt. Sie gingen, der Sicherheit halber, durch die Hand der Gesandtschaft. Aber Raynal konnte mit seinen „nouvelles littéraires“ auf die Dauer nicht genügen. Er war ein Vielschreiber, oberflächlich und einseitig. Seine Korrespondenz wäre nach einigen Jahren eingeschlafen, wenn sie nicht in die Hände eines geistvolleren Mannes, Namens Grimm, übergegangen wäre.

Friedrich Melchior Grimm war zu Regensburg im Jahre 1723 geboren. Nach absolvirten Studien war er als Sekretär in die Dienste des kursächsischen Reichstagsgesandten Grafen von Schönborn getreten, hatte diesen im Jahre 1748 nach Paris begleitet und sich dort dauernd niedergelassen. Bald hatte er sich in das französische Wesen eingelebt und war in der Gesellschaft der Encyklopädisten und der reichen Finanzwelt ein gern gesehener Gast. Mit Diderot, d'Alem-

bert, mit Frau von Epinay, eine Zeit lang auch mit Rousseau befreundet, schrieb er Anfangs in den „Mercure“ Berichte über die deutsche Literatur; bald aber gab er dies auf und widmete sich ganz der französischen Welt. Eine geistreiche Streitschrift, mit welcher er sich an dem heftigen Kampf zwischen den Anhängern der italienischen und französischen Musik betheiligte und für den Vorzug der ersteren eintrat, machte auch in weiteren Kreisen auf ihn aufmerksam. Er unternahm im Jahre 1753 die literarische Korrespondenz Raynal's, die zunächst für mehrere ausländische Fürsten und Herren bestimmt war. Alle vierzehn Tage erschien eine sehr ausführliche Nummer und das Abonnement betrug vierhundert Franken jährlich. Auf den ersten Blick gleichen die Korrespondenzen Raynal's und Grimm's einander, da beide eine bunte Reihe kleinerer und größerer Mittheilungen aus dem Pariser Leben brachten. Aber die Ähnlichkeit bestand doch nur in der äußeren Form. Wenn man Raynal's Briefe durchgesehen hat und kommt zu den Blättern der Grimm'schen „Korrespondenz“, so lebt man auf. Ein kräftiger Geist tritt dem Leser hier entgegen, man athmet frischere Luft und findet neben dem Geklatsch auch wichtigere Fragen und von höherem Standpunkte behandelt. Wie sollte dem auch anders sein? Hatte Grimm doch Diderot zum Mit-

arbeiter, lebte er doch in einer ganz anderen, geistig mehr angeregten Welt als Raynal. Bemerkenswerth ist es, wie die „Korrespondenz“ nicht allein die Literatur, sondern auch die Kunst in ihren Aufsätzen besprach und genaue Mittheilungen über die Kunstausstellungen machte.

Zu Grimm's Abonnenten gehörte die Kaiserin Katharina von Rußland, seine besondere Gönnerin, König Friedrich II. von Preußen, die Königin von Schweden, der König von Polen und viele kleinere deutsche Fürsten und Fürstinnen, wie z. B. die oben erwähnte Herzogin von Sachsen-Gotha, die Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt, Prinz Georg von Darmstadt, die Prinzessin von Nassau-Saarbrück und viele andere.

Was das Interesse der Korrespondenz noch besonders erhöhte, war der Umstand, daß die Redakteure derselben durch ihre große Bekanntschaft in der literarischen Welt im Stande waren, auch über die interessantesten Erscheinungen des Buchhandels — nämlich die verbotenen Bücher — Rechenschaft zu geben. Die Korrespondenz hatte oft große Beilagen, Abschriften der wichtigsten Stellen aus den verfolgten und unterdrückten Büchern. So brachte sie einzelne Gesänge der Voltaire'schen „Pucelle“, gerade jene Theile, welche Voltaire selbst als gefälscht perhorreszirte. Die Leser fanden hier Hautgout nach Wunsch.

Die Korrespondenz erschien regelmäßig bis zum Jahre 1791. Allerdings war Grimm oft abwesend, auf Reisen, doch hinderte das die Publikation seines Blattes nicht, da er von Diderot unterstützt wurde und in dem Schweizer J. H. Meister einen sachkundigen Stellvertreter hatte. Von mehreren seiner hohen Abonnenten wurde er sogar mit Amt und Würden bedacht. Der Herzog von Gotha ernannte ihn zum Gesandten in Paris, und eine Zeit lang war Grimm auch Vertreter der freien Stadt Frankfurt. Doch verlor er diese Stelle wegen eines scharfen Witzwortes über das französische Ministerium. Der deutsche Kaiser erhob ihn in den Adelstand, die Kaiserin von Rußland ernannte ihn zum Staatsrath. Doch sein Alter sollte traurig sein. Die Revolution brach aus und brachte neue Zeiten und ein neues Geschlecht. Die Welt, in der sich Grimm bewegt hatte und die er kannte, war zertrümmert. In den Stürmen der Umwälzung verlor er fast sein ganzes Vermögen, er verließ Frankreich und zog sich nach Gotha zurück, wo er fast erblindet noch eine Reihe von Jahren, bis 1807, lebte. In der letzten Zeit seines Lebens diktirte er seine Memoiren; aber wichtiger als diese ist seine „Korrespondenz“, die man bald nach seinem Tod sammelte und herausgab. Nirgends findet sich zwar ein vollständiges Exemplar, aber an verschiedenen

Orten besitzt man große Bruchtheile, und so ist es gelungen, die ganze Korrespondenz wieder zusammenzusetzen. Die erste Ausgabe wurde noch unter dem Kaiserreich (1813) veranstaltet. Mit Rücksicht auf die Strenge der Censur mußte man damals eine Menge Äußerungen wegfallen lassen. Eine zweite Ausgabe folgte im Jahre 1829 mit der Bemerkung, daß die früher weggelassenen Stellen nun ihren Platz gefunden hätten. Das war allerdings richtig. Allein die Censur von 1829 war auch nicht nachsichtig; nur hatte sie andere Antipathien. Und um diese zu schonen, fand man 1829 für gut, Stellen, die unter dem Kaiserreich hatten passiren dürfen, statt der früher beanstandeten zu streichen. Erst die jetzt neu erschienene Ausgabe giebt die „Korrespondenz" unverkürzt und sichert damit ein Werk, das von wenig anderen Memoiren an Wichtigkeit übertroffen werden mag. Sei es uns denn gestattet, noch einige Blicke auf den Inhalt desselben zu werfen.

II.

Grimm's Korrespondenz beginnt, wie schon gesagt, mit dem Jahre 1753. In der ersten Nummer stellt er ein Programm auf und sagt seinen vornehmen Abonnenten, was er ihnen bieten will. Er verspricht,

nichts zu übergehen, was einem Fremden zu wissen angenehm sein könne. Sein Hauptaugenmerk werde er auf die Werke der Literatur und Kunst richten, und er gelobt, immer der Wahrheit treu zu bleiben und mit Freimuth zu reden.

Die „Korrespondenz“ hat Wort gehalten, das können wir sagen, wenn wir die umfangreiche Arbeit Grimm's und seiner Mitarbeiter übersehen. Sie bietet sogar mehr, als sie versprochen hat, denn sie streift auch auf das politische und soziale Gebiet und neben ergötzlichen Anekdoten finden sich scharfe Urtheile.

Schon im Juli des Jahres 1753 hatte sich Grimm mit dem heftigen Streit zu beschäftigen, in den das Pariser Parlament mit dem Erzbischof gerathen war. Das erstere sperrte schließlich die Temporalien des unduldsamen Kirchenfürsten und brachte eine Klage bei dem Pairshof gegen ihn ein. Der König aber nahm Partei für den Erzbischof und verbannte das Parlament nach Pontoise. Darüber stand die Justiz ein Jahr lang still in Paris, denn alle Advokaten, Prokuratoren und sonstigen Gerichtsbeamten erkannten den anstatt des Parlaments eingesetzten Gerichtshof nicht an, so daß Ludwig XV. sich endlich zur Zurückberufung des Parlaments bequemen mußte. Die ganze Angelegenheit machte viel böses Blut, wenn sich der Unwille auch nicht so laut äußerte. Grimm macht sich über

den Leichtsinn der Pariser lustig und meint, der Streit des Parlaments habe nicht den dreißigsten Theil der Aufmerksamkeit erregt, welcher die italienischen Sänger sich zu erfreuen hätten, und Manelli, der in den komischen Intermezzi glänzte, habe einen Bürgerkrieg abgewendet. Die rationalistisch denkende Gesellschaft hielt sich für erhaben über kirchliche Zänkereien; sie sollte erst spät erkennen, daß in solchen Fragen nichts gefährlicher ist als Gleichgiltigkeit. Grimm schließt seinen Bericht über diese Vorfälle mit einem gewagten Citat aus einem alten Werke über die Anforderungen des Klerus im 14. Jahrhundert an die neuvermählten Ehepaare. Das Citat paßt zwar nicht an diese Stelle, aber der Korrespondent wußte, daſs er damit seinen Lesern und Leserinnen angenehm kam.

Auch bei anderen Gelegenheiten berührt Grimm die Politik. Bemerkenswerth ist die Stelle, in der er die Schweizer glücklich preist, weil sie sich vom Joch der Tyrannei befreit hätten. In der modernen Geschichte gäbe es kein erhebenderes Ereignis, keines, das der Aufmerksamkeit und Bewunderung des Philosophen würdiger sei. Ja, die „Korrespondenz“ geht noch weiter und sagt ihren fürstlichen Lesern, zu welchen Friedrich der Große und Katharina von Rußland gehörten, geradezu ins Gesicht: „Jede Regierung, die auf Eroberungen ausgeht, ist auf dem Weg zum

Despotismus, und folglich zur Revolution. . . . Ein großer Staat kann unmöglich gut regiert werden. Denn wie kann ein einziger Mensch, oder, wenn man den Ministerrath nimmt, wie können zwanzig oder hundert und zwanzig Männer es unternehmen, das Glück von zwanzig Millionen zu begründen, wie können sie hoffen, diejenigen glücklich zu machen, die sie nicht einmal kennen?" Grimm wäre heute vielleicht Partikularist, wenn ihn nicht etwa die Erfahrungen eines anderen belehrt hätten. Er erklärt, nur in den Kantonen sei eine gute Regierung möglich, möge dieselbe nun monarchisch, aristokratisch oder republikanisch sein. (1. Aug. 1854.)

Im Ganzen spielt jedoch die Politik eine untergeordnete Rolle in der „Korrespondenz", wie sie überhaupt die gebildete Gesellschaft des 18. Jahrhunderts nur wenig interessirte. Die literarische Entwickelung erschien bei weitem wichtiger. Ein neues Buch, eine Rede in der Akademie, ein Witzwort, das waren die bedeutsamen Ereignisse, welche die feine Welt beschäftigten. Wie ausführlich behandelt Grimm die Rede Buffon's bei seinem Eintritt in die Akademie, wie eingehend analysirt er dessen Ideen über den Stil, die in dem bekannten Wort „le style c'est l'homme" gipfelten. Aber der heitere Schluß, die Anekdote zum Lachen, darf nicht fehlen. Buffon's Gegner hatten

hämisch bemerkt, die Akademie habe sich statt des Naturforschers einen Schreiblehrer gegeben, und Grimm bemerkt dazu, sie habe ihn auch sehr nöthig, davon überzeuge man sich, wenn man Moncrif's Antwort auf Buffon's Rede lese.

Ein andermal spricht er von dem Verfall des „Théâtre français“ (Juni 1753). Auch damals erklang, wie heute, die Klage über den Rückgang der Kunst, das Wort von der „guten alten Zeit“. Allerdings hatte Grimm Recht, wenn er die Schwäche der dramatischen Dichtung betonte, denn so groß auch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Zahl der alljährlich neu gebotenen Schau- und Lustspiele in Frankreich sein mochte, so arm war man doch an dramatischen Werken von nachhaltigem Werth. Die berühmte „Comédie française“ sah sich vernachlässigt, ihr Saal blieb oft leer, und die Einnahmen sanken. Wir erfahren durch die „Korrespondenz“, daß man im Jahr 1753 einen verzweifelten Appell an die Freunde eines guten Schauspiels richtete. Lekain, „der berühmte tragische Schauspieler, der seit drei Jahren von Voltaire unterwiesen wird, und der trotz seiner wenig vortheilhaften Gestalt und seiner klanglosen Stimme doch stets den größten Beifall geerntet hat“, mußte beim Beginn der neuen Saison im Namen seiner Kollegen eine Rede an das Publikum halten, in welcher er dasselbe be-

schwor, den alten Traditionen treu zu bleiben. Frankreich sei stolz auf seine Bühne, die von ganz Europa bewundert werde, und man möge sie auch ferner stützen, auf daß die Fremden, die zur Aufführung einer klassischen Dichtung kämen, nicht den Anblick eines verödeten Hauses hätten. Die Ansprache, die von d'Alembert verfaßt war, machte Aufsehen in Paris und wurde vielfach getadelt. Grimm spricht sich nicht weiter aus, aber die Mißbilligung erscheint uns ganz richtig. Ein Theater kann nicht allein von den Werken der Vorzeit leben, und seien dieselben noch so klassisch. Es lebt in der Gegenwart und muß mit dieser in lebendiger Wechselwirkung stehen, es muß neue Probleme behandeln und den Künstlern neue Aufgaben stellen, will es das Interesse des Publikums rege erhalten. Im Übrigen beweist der Nothschrei Lekains nur, daß es in jeder Kunst Ebbe und Fluth giebt, und wie die poetische Produktion heute in allen europäischen Ländern den Stand tiefster Ebbe aufweist, so ähnlich auch damals in Frankreich.

Dem Versprechen getreu, nichts von Interesse zu übergehen, besprechen die Redakteure der „Korrespondenz" auch die Fehde der Chirurgen mit den Ärzten, die damals entbrannt war. Die Geschichte ist ergötzlich zu lesen. Die Herren Chirurgen galten in den Augen der Ärzte, der medizinischen Fakultät, nur

als höhere Barbiere. Aber die Chirurgen hatten auch ihren Ehrgeiz. Sie machten Anspruch darauf, daß man ihnen die Bahn der Ausbildung erleichtere, verlangten eine „chirurgische Akademie“ und wollten die Doktorwürde erwerben können. Wie würden die Ärzte von damals staunen, wenn sie heute die Chirurgie in so hoher Entwicklung und ihre medizinische Wissenschaft fast überflügelt sehen könnten! Auch Rousseau's Schriften werden eingehend und mit scharfer Kritik besprochen. Rousseau hatte die Preisfrage der Akademie in Dijon, ob die Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste dem menschlichen Geschlecht genützt habe, bekanntlich verneinend beantwortet. Grimm bestätigt, daß diese Abhandlung eine wahre Revolution in Paris hervorgerufen habe. Aber er drückt dabei sein Bedauern aus, daß unter allen Gegnern des „beredten und excentrischen“ Philosophen keiner die einzig mögliche Waffe gebraucht habe, um ihn zu widerlegen, die Waffe der Logik. Grimm war später eine Zeit lang mit Rousseau befreundet, aber es zeigt sich schon in der „Korrespondenz“, wie verschieden die beiden Männer ihrem ganzen Wesen nach waren und wie die Verbindung nicht lange dauern konnte.

Die Schreiber der „Korrespondenz“ waren feine, geistig hochstehende Männer voll Geschmack. Sie machten es ihren Lesern leicht, mit geistvollen Urtheilen

zu prunken und in ihrer Gesellschaft die Kenntnisreichen zu spielen.

Doch die „Korrespondenz“ war nicht immer so ernsthaft und gelehrt. Auch andere Ansprüche waren zu befriedigen. In der Nummer vom 1. Januar 1755 verräth sie ihren Lesern, daß man eine Ausgabe von Voltaire's „Pucelle“ verkaufe. Das ebenso geistvolle wie freche Gedicht sei gegen den Willen des Autors im Ausland gedruckt werden, und man bezahle einzelne Exemplare mit vier Louisd'or. Voltaire sei über diese Indiskretion sehr aufgebracht und habe sich wohl mit aus diesem Grunde in die Schweiz zurückgezogen.

Die Abonnenten der „Korrespondenz“ wußten also, was sie zu thun hatten, wenn sie eine pikante Lektüre wünschten. Doch nicht immer wurden sie auf Bücher verwiesen, sondern auch das derbe Geschichtchen, das unsaubere Epigramm, das Pasquill, das man sich in den Pariser Salons in die Ohren flüsterte, ohne Rückhalt mitgetheilt. Gewiß, die „Korrespondenz“ wurde von den verschiedenartigsten Lesern mit Spannung erwartet.

Die geistreiche Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts interessirte sich für Kunst und Literatur, Philosophie und Naturwissenschaft, sie schwärmte für alle humanen Bestrebungen und freute sich der Frei-

heitskämpfe der unterdrückten Völker. Aber ihr elegantes heiteres Leben durfte nicht darunter leiden. Man streifte nur die Oberfläche, denn eine Vertiefung in einzelne Aufgaben hätte einseitig und vielleicht auch pedantisch gemacht. Alles Wissen und Können hatte in jener absonderlichen Welt das eine Ziel, die Schönheit des geselligen Lebens zu erhöhen, dasselbe zu einer wahren Kunst zu erheben. In einer solchen Atmosphäre allein konnte eine „Korrespondenz", wie die Grimm'sche, gedeihen, denn dort allein war es möglich, über die verschiedensten Erscheinungen des Lebens ernsthaft, geistreich und doch oberflächlich zu reden, den pedantischen Ton zu vermeiden und bei aller Würde oft recht frivol zu sein.

Die Mutter zweier Dichter.

I.

Die Franzosen lieben es, sich mit dem beweglichen, geistvollen und der Anmuth des Lebens huldigenden Volke der alten Athener zu vergleichen. Ganz ungerechtfertigt ist diese Parallele nicht. Was Athen für das Alterthum war, ist in manchem Betrachte Paris für die moderne Welt. Aber wenn sich auch einige Ähnlichkeit zwischen Hellenen und Franzosen auffinden läßt, so ergeben sich doch ebenso viele Charakterzüge, welche eine gründliche Verschiedenheit der beiden Nationen beweisen. Eine Vergleichung zweier durch ihren Ursprung, ihre Schicksale, die Natur ihres Landes so anders gearteten Rassen bleibt eben immer nur ein Spiel, ein feines, oft geistvolles Spiel mit historischen Thatsachen und kulturgeschichtlichen Bildern, aber doch immer nur ein Spiel.

Einen Dichter aber kennt die französische Literaturgeschichte, in dem sich griechisches und gallisches Blut, hellenische Grazie und französischer Geist wirklich gemischt haben: André Chénier. Von einer

griechischen Mutter auf dem klassischen Boden von Byzanz geboren, vereinte er in seinem Wesen den Kultus der Schönheit, den Sinn für Poesie, die alte heidnische Lebensfreude mit dem Streben, den Anschauungen und dem idealen Schwunge seines modernen Jahrhunderts, das bewußt und mit freudiger Aufregung einer gewaltigen Umwälzung entgegen ging.

Wenden wir unseren Blick noch einmal zurück auf die belebte Pariser Gesellschaft, wie sie sich vor hundert Jahren in reizvoller Feinheit und sorglosem Genuß dem Augenblick hingab. In keiner Zeit und keinem Lande war der gesellige Verkehr der beiden Geschlechter zu einer solchen Kunst ausgebildet, niemals die Unterhaltung der Salons so gefällig und leicht gewesen, ohne flach zu werden. Anmuthige witzige Plauderei bahnte vielen den Weg zum Glück, und es ward zu einer wahren Wissenschaft, das Leben kunstreich und in harmonischer Schönheit zu gestalten, es durch den Wechsel von genußreicher Heiterkeit und anregendem Ernste in steter Frische weiterzuführen.

Ringsum grollte es am politischen Horizont wie ferner Donner. Gewichtige Fragen drängten sich ernsten Staatsmännern und Denkern auf. Das einst so stolze Gebäude der alten Feudalmonarchie wankte,

man debattirte mit Leidenschaft neue Staatsformen, soziale Probleme. Die Physiokraten unter der Führung Quesnay's und des älteren Mirabeau hatten die Verbesserung der Verhältnisse auf dem Lande als unerläßlich verkündet, Jean Jacques Rousseau seine Brandschriften unter das Volk geschleudert und die Existenzberechtigung der ganzen Gesellschaft in Frage gestellt. Aber die feine Gesellschaft ließ sich nicht stören. Als sei sie nicht im Mindesten bedroht, lebte sie in ihrer alten Weise fort. Wie in gebrechlicher Gondel auf ein sturmbewegtes Meer hinausgetrieben, schien diese elegante, liebenswürdig frivole Welt jeden Augenblick ihrem Untergang nahe. Aber noch wurde sie vom Verhängniß verschont. Wo ihr Schifflein hinsteuerte, glättete sich die Flut, brach die Sonne durch das düstere Gewölk, gleich als stünde dem kühnen Schiffervölklein ein Zaubermittel zu Gebote. In der That besaß es einen Talisman, der es lange beschützte: seinen göttlichen Leichtsinn, der es die Augen schließen hieß vor der Gefahr. Das Leben war so schön, so leicht; für die Auserwählten lohnte es wirklich der Müh, zu leben! Alexis von Tocqueville meint, die letzten Jahre vor dem Ausbruch der Revolution seien für jene oberen Kreise der Gesellschaft, ja auch für das ungestört und frei lebende, wohlhabende Bürger-

griechischen Mutter
Byzanz geboren, v.
Kultus der Schön
alte heidnische Leben
Anschauungen und
modernen Jahrhunder
diger Aufregung ein
gegen ging.

Wenden wir uns
auf die belebte Paris
hundert Jahren in re
Genuß dem Augenblick
keinem Lande war der
Geschlechter zu einer
mals die Unterhaltung
leicht gewesen, ohne
witzige Plauderei bahnte
und es ward zu einem
Leben kunstreich und in
gestalten, es durch den
Heiterkeit und anregend
weiterzuführen.

Ringsum grollte es
ferner Donner. Gewich
ernsten Staatsmännern u
so stolze Gebäude der alt

wänder genug, um ihre Gäste nach altgriechischer Weise zu kleiden; mit Hilfe von Teppichen und spanischen Wänden verwandelte sie ihr Speisezimmer in einen antiken Saal und entlehnte bei einem Kunstfreund, dem Grafen Pourtalès, eine Reihe etruskischer und griechischer Vasen. So war alles vorbereitet, als die Gäste kamen. Diese mußten es sich gefallen lassen, ihres Putzes entledigt und, so gut es ging, in Griechen und Griechinnen verwandelt zu werden. Der Dichter Lebrun wurde zu Pindar. [illegible]

thum die glücklichste Zeit während der ganzen französischen Geschichte gewesen, und er mag Recht haben. Um so furchtbarer war der Umschlag.

Es erregt uns wohl ein Lächeln, wenn wir die gepuderten Herren in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, die Damen mit dem thurmhohen Haarputz und den Reifröcken ernstlich danach streben sehen, althellenischen Sinn und altklassisches Leben bei sich einzubürgern. Wohl besaß man die Urbanität Athens und spielte auch mit den republikanischen Ideen — in diesen Kreisen war es kaum mehr als ein Spiel; — wohl suchte die bildende Kunst an die Antike wieder anzuknüpfen, aber wenn man sich auch noch so sehr bemühte, Sitte und Weise der alten Welt nachzuahmen, man blieb doch immer echt französisch und um so moderner, je mehr man zum Alterthum zurückzukehren glaubte. Bezeichnend dafür und viel besprochen war eine Abendgesellschaft bei Frau Vigée-Lebrun, einer der beliebtesten Malerinnen der Zeit. In ihren Memoiren erzählt sie, wie sie in den „Reisen des jungen Anacharsis" von der Kochkunst der alten Griechen gelesen und beschlossen habe, ihren Gästen, die sie des Abends erwartete, eine nach antikem Brauche zugerichtete Mahlzeit vorzusetzen. Ja der ganze Abend sollte athenischen Charakter tragen. Als Malerin besaß sie in ihrem Atelier Ge-

wänder genug, um ihre Gäste nach altgriechischer Weise zu kleiden; mit Hilfe von Teppichen und spanischen Wänden verwandelte sie ihr Speisezimmer in einen antiken Saal und entlehnte bei einem Kunstfreund, dem Grafen Parois, eine Reihe etruskischer und griechischer Vasen. So war alles vorbereitet, als die Gäste kamen. Diese mußten es sich gefallen lassen, ihres Puders entledigt und, so gut es ging, in Griechen und Griechinnen verwandelt zu werden. Der Dichter Lebrun wurde zu Pindar. Ein Lorbeerkranz beschattete sein Haupt, und ein Scharlachmantel deckte seine Schultern. Der Marquis von Cubières trug eine goldene Lyra, und um die Tafel gelagert, sang die Gesellschaft einen Gluck'schen Chor: „Gottheit von Paphos und Knidos!" Die Künstlerin selbst war in weißem Gewand, mit Blumen im Haare; ihre Tochter und deren Freundin, die spätere Gräfin Regnault von Saint-Angely, gingen mit antiken Henkelkrügen umher und füllten die Becher mit Cyperwein. „Lebrun trug einige von ihm übersetzte Oden Anakreons vor", schließt Frau Vigée-Lebrun ihren Bericht, „und ich glaube niemals einen so heiteren Abend verbracht zu haben."

Bei dieser Vorliebe für das Griechenthum mußte die feine Gesellschaft eine schöne gebildete Griechin mit besonderer Freude in ihrem Kreise willkommen heißen.

Dies empfand Frau Ludwig von Chénier, welche damals mit ihren Kindern aus Konstantinopel nach Paris übersiedelte. Ob sie an dem eben erwähnten Feste Theil genommen hat, ist ungewiß. Jedenfalls war sie mit Frau Vigée befreundet, und wenn sie damals nicht eingeladen war, wird sie doch bei anderen ähnlichen Gesellschaften gern gesehen worden sein. Eine echte Tochter Griechenlands erhöhte ja die Illusion.

Ludwig von Chénier, ihr Gemahl, war in seiner Jugend nach Konstantinopel gegangen, sein Glück zu suchen (1742). Ohne Mittel, sah er sich genöthigt, in ein Handlungshaus einzutreten, das große Geschäfte in Tuch machte. Seine Energie und sein Eifer erwarben ihm bald einen Vertrauensposten. Die französische Kaufmannschaft, die in Konstantinopel ansässig war, wählte ihn zu ihrem Vertreter, und als solcher kam er häufig mit dem französischen Gesandten, dem Grafen Des Alleurs, zusammen, dessen Gunst er gewann und bei dem er bald großen Einfluß hatte. Im Jahre 1755 heirathete er Elisabeth Santi-Lomaka, die Tochter eines angesehenen Griechen, der bei dem Großherrn als Sekretär und Dragoman in Diensten stand. Die griechischen Mädchen wurden in solchen Familien, die dem türkischen Leben näher standen, fast ganz auf orientalische Weise erzogen. Eine feine

Handarbeit und Gesang bildeten zumeist ihre einzige Beschäftigung, und mehr als diese Künste hatten sie nicht gelernt. In dem Gemach eines griechischen Fräuleins sah man gewöhnlich nichts als ein Sopha, eine schöne, oft kunstreich verzierte und mit Elfenbein eingelegte Lade, in welcher Seide und Nadeln geborgen waren, einen Stickrahmen und an der Wand ein Heiligenbild, vor dem ein Lämpchen brannte; die Fenster aber waren durch Jalousien verschlossen, und das Tageslicht drang nur gedämpft in dieses Frauengemach. So erzählt in seinem Werke „Voyage littéraire de la Grèce" (1783) der gelehrte Reisende Guys, der mit der Familie Santi-Lomaka befreundet war. Die Töchter dieses Hauses waren jedoch besser erzogen. Ihr Vater war mit einer türkischen Gesandtschaft früher in Paris gewesen, hatte die abendländische Kultur kennen gelernt und suchte französische Bildung in seinem Hause heimisch zu machen. Er sah europäische Gesellschaft bei sich, man tanzte und unterhielt sich wie in einem Pariser Salon, und auch den ernsthaften Gesprächen der Männer unter einander, den Erzählungen der Reisenden, der fremden Gelehrten, die sich oft einfanden, lauschten die Töchter mit Aufmerksamkeit. So erklärt es sich, daß nicht allein Elisabeth Santi-Lomaka einen Franken heirathete, sondern auch deren Schwester sich mit einem Herrn

Amic, dem Associé Chéniers, vermählte. Ihr Enkel war Adolf Thiers, der vielgenannte Staatsmann.

Aus der Ehe Ludwig Chénier's mit Elisabeth Santi-Lomaka entsprangen vier Söhne und eine Tochter. Zwei dieser Söhne, die auf dem fernen Boden der alten griechischen Cäsarenstadt zur Welt kamen, sollten sich in der französischen Literatur einen bedeutenden Namen erwerben. Es waren dies André Marie, der dritte Sohn, geboren am 30. Oktober 1762, und Marie Joseph, der jüngste, der am 11. Februar 1764 das Licht der Welt erblickte.

Die Geschäfte gingen schlecht. Pest, Erdbeben und Feuersbrünste verheerten Konstantinopel und die Länder der Türkei. Ludwig Chénier war nicht reich, und seine Frau hatte ihm kein Vermögen mitgebracht. Auch um die Stelle eines Generalkonsuls hatte er sich vergebens beworben. So faßte er den Entschluß, mit seiner Familie nach Frankreich zurückzukehren. Im April 1765 verließ er die türkische Hauptstadt, welche weder er, noch seine Frau je wieder sehen sollten. Er brachte seine Familie nach Paris, und es gelang ihm dort endlich, die gewünschte Anstellung im diplomatischen Dienst zu erhalten. Er wurde als französischer Generalkonsul nach Marokko geschickt, später auch zum Geschäftsträger daselbst ernannt. Siebzehn Jahre blieb er mit kurzen Unter-

brechungen von seiner Familie fern, und der Mutter fiel zunächst die Aufgabe zu, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten. Elisabeth Chénier fand sich bald heimisch in Paris, da sie sich mit ihrem beweglichen Geist leicht in das fremdartige Leben schickte. Als gebildete, lebhafte, interessante Frau sah sie sich in kurzer Zeit in einem anregenden Kreise von Bekannten. Ihr Salon war viel besucht, und unter den Freunden des Hauses werden manche bekannte Männer genannt, so der Dichter Lebrun, der berühmte Maler David, der gelehrte Suard, Palissot, ein seiner Zeit nicht unbekannter Dichter, Vigée und seine Frau, sowie der Philologe Brunck. Auch Alfieri war während seines Aufenthalts in Paris ein gern gesehener Gast des Hauses Chénier. Doch so bewegt und angenehm das Leben für Elisabeth Chénier in jenen Jahren verstrich, nichts konnte die Erinnerung an die sonnige Heimat, den Glanz des orientalischen Himmels und die entzückende Schönheit des Bosporus aus ihrem Geiste verdrängen.

Es überkam sie oft das Heimweh nach Griechenland, wenn sie mit ihren Söhnen die Dichtungen Homer's und Sophokles' in der Ursprache — ihrer Muttersprache! — las und den begeisterten Knaben den Zauber jenes Himmelsstriches in glühenden Farben zu schildern versuchte. So senkte sie früh in das

Gemüth André's, des gemüthvollsten ihrer Kinder, die Sehnsucht, jenes Land, wo seine Wiege gestanden, das Land der Schönheit und klassischen Größe zu besuchen. Sein Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Zwar begleitete er seine Freunde, die Brüder Trudaine, auf einer Reise in den Orient. Sie hatten ihn dazu eingeladen, als er sich von einer schweren Krankheit nur langsam erholte. Schon sah er im entzückten Geist die Stätten, die ihm heilig waren, und feierte die Götter des Landes, dem er sich zu eigen fühlte, in dem schönen Gedichte: „Salut, dieux de l'Euxin“:

Seid mir gegrüßt, ihr Götter des Euxin,
Abydos, Sestos, die die Flut umspült!
Ihr könnt bezeugen, wie sich ihrem Sturze
Die harte Türkenherrschaft endlich naht!

— — — — — — — — — — — — — — —

Heil, Galata, das ich zu schau'n ersehnte!
Denn dort hat, in der Blüthe ihrer Jugend
Dem fränk'schen Mann verbunden, eine Griechin
Mich in Byzanz als Frankreichs Sohn geboren.

Aber die Reisenden mußten sich auf Italien beschränken, und André kehrte heim, ohne Griechenland gesehen zu haben.

II.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Stellung der beiden Brüder Chénier in der Literaturgeschichte

zu kennzeichnen, noch auch den poetischen Werth ihrer Werke abzuschätzen. Wir möchten nur den Einfluß, den die Mutter auf sie geübt, genauer nachweisen, mehr eine psychologische als eine literarhistorische Studie bieten. In der Geschichte der beiden Brüder erweist sich der dichterische Sinn, „die Lust zu fabuliren" wiederum, wie so häufig, als ein Erbtheil der Mutter; nur daß das Talent, das sie zwei Söhnen mitgab, sich bei jedem derselben anders gestaltete und einen Gegensatz zwischen ihnen hervorrief, an dem sie selbst und die ganze Familie schwer zu tragen hatten. Das Bild der Frau Elisabeth von Chénier ist neuerdings durch eine kleine Publikation wieder aufgefrischt worden. Frau von Chénier hätte nicht so trefflich zur schönen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts gepaßt, wie sie es doch that, wenn sie nicht auch literarisch gewandt und mit der Feder flink gewesen wäre. In „Mercure de France" — der Revue, welche vor hundert Jahren die Stelle einnahm, die in der neueren Zeit ziemlich lange die „Revue des deux Mondes" behauptete — veröffentlichte sie mehrere Briefe über griechische Volksgebräuche, über die Beerdigungen, und Grabmonumente sowie über die verschiedenen in Griechenland heimischen Tänze. Diese Briefe, die an den Verfasser der „Voyage littéraire en Grèce" gerichtet waren, sind in ihrer Anspruchslosigkeit gar anmuthig. Man

glaubt, die Erzählerin in einem Salon plaudern zu hören, so gewandt und gefällig behandelt sie ihr Thema. Dabei zeigt sie sich als gute Patriotin, die an der Zukunft ihres Volkes nicht verzweifelt. Wenn die Griechen einst vom Joche der Fremdherrschaft befreit wären, würden wieder Männer bei ihnen erstehen, die mit den ruhmvollsten Söhnen des alten Hellas wetteifern könnten. Dabei aber zeigt sie sich von nationalem Fanatismus frei, den das 18. Jahrhundert überhaupt so wenig gekannt hat. In einem anderen Briefe „an eine Pariser Dame“ preist sie Sultan Mahmud als einen geistvollen und ritterlichen Monarchen, der Malerei, Musik und Poesie geliebt habe, und dessen Regierung eine Glanzzeit in der türkischen Geschichte bilde. Dieser unparteiische, abwägende Sinn findet sich bei ihrem Sohne André wieder, der bei aller Leidenschaftlichkeit ein strenges Gefühl für Gerechtigkeit besaß und sich noch in seinen letzten Versen als „affamé de justice“ bezeichnet.

„Griechische Briefe“ betitelt sich das Büchlein, welches das Andenken an die unglückliche Mutter der zwei Chénier auffrischen will und das sich in die Lebensgeschichte der letzteren erklärend und verschönend einfügt*).

*) Lettres grecques de Madame Chénier. Sa vie par R. de Bonnières. Paris, Charavay frères, 1879.

André war in sich gekehrt, still und wenig mittheilsam. In seinem Herzen glühte die Begeisterung für alles, was schön und edel ist, in seinen Adern strömte heißes Blut, und ein Zug starker Sinnlichkeit war wohl ein Vermächtnis seiner griechischen Voreltern. Aber es kostete ihn Überwindung, aus sich herauszutreten, und selbst seine Gedichte blieben bis auf wenige Ausnahmen unbekannt, so lange er lebte. In der Kraft seiner Phantasie, der Wärme und Innigkeit des Gefühls, der echten poetischen Empfindung stand er der Mutter am nächsten; in seinen Dichtungen athmet der alte hellenische Geist, wie denn André keine andere Religion kannte als die alte Götterwelt. Was in den Gedichten seiner Zeitgenossen kalte und steife Schulpoesie war, floß bei ihm aus dem tiefen Born lebendigen Fühlens und Lebens. Marie Joseph war im Gegensatze zu seinem Bruder laut, lebhaft, voll Selbstgefühl und seines künftigen Ruhmes sicher. Als angenehmer Gesellschafter unterhielt er seine Mutter, die diesen jüngsten Sohn für das genialste ihrer Kinder erachtete, da er doch nur besser verstand, seine Gaben glänzen zu lassen. Marie Joseph hielt sich für einen bedeutenden dramatischen Dichter, aber seine ersten Stücke, die er vor dem Hofe aufführen ließ, fielen durch. Trotzdem zweifelte er nicht an sich. Nur wechselte er seine Manier. Das Jahr 1789

hatte eine neue Zeit heraufgeführt. Beide Brüder begrüßten sie, jeder in seiner Weise. André stellte in einer klassisch schönen Idylle „Die Freiheit" einen freien Hirten und einen Sklaven einander gegenüber, um zu zeigen, wie sehr die Knechtschaft den Menschen entwürdigt und zur Gemeinheit herabdrückt. André hielt sich auf der Höhe der Poesie. Marie Joseph wählte praktischen Blickes einen zeitgemäßen Stoff, den er auf die Bühne brachte. Wenige Monate nach der Erstürmung der Bastille ließ er eine Tragödie „Karl IX. oder die Schule der Könige" aufführen, welche die Bartholomäus-Nacht behandelte, die revolutionären Leidenschaften zu noch höherem Brande entfachte und ihn selbst mit einem Male zum populärsten Dramatiker machte.

Wie merkwürdig sich der Charakter der Eltern in den Kindern oft mischt, zeigt sich hier aufs Neue. André, der so viel von dem Sinn und der Empfänglichkeit seiner Mutter geerbt hatte und in der französischen Lyrik reformirend, manchmal fast revolutionär auftrat, stand von nun an auf des Vaters Seite, der schon seit einigen Jahren nach Paris zurückgekehrt war und mit seinem Ernste, seiner Ordnungsliebe die Auflösung aller Verhältnisse mißbilligte. Marie Joseph, der so entschieden mit der königsfeindlichen Partei ging, hatte, genau genommen, viel mehr Ähnlichkeit

mit dem Vater. Selbst in seiner revolutionären Tragödie bewahrte er die Tradition des alten Theaters mit seiner festen Ordnung, seiner steifen Haltung und aufgeblähten Diktion. Ihm, der an dem Sturze eines Thrones arbeitete, schauderte bei dem Gedanken an eine Empörung gegen die Gebote der klassischen Dichtkunst!

Wie aber verhielt sich Elisabeth Santi-Lomaka, die Mutter der beiden Dichter, die Griechin, welche Mahmuds Herrschaft pries und in Konstantinopel eine glückliche Jugend verlebt hatte? Sie wäre keine echte Enkelin des alten beweglichen Griechenvolks gewesen, das allen Neuerungen zugejubelt, das in seinen kleinen Staatswesen fortwährend neue Stürme entfesselt hatte, wenn sie nicht in den Jubelruf der Befreiung mit eingestimmt hätte. Ihr feuriger Geist zeigte ihr eine schöne Zukunft, den neu aufgerichteten volksthümlichen Staat und darin ihren Lieblingssohn vom Ruhme der Poesie verklärt. „Deine Mutter hat auf ihre ganze Aristokratie verzichtet", schrieb um jene Zeit Ludwig Chénier an seine Tochter, die mit ihrem bejahrten Gatten, dem Grafen von la Tour-Saint-Igest, die ferne Insel Isle de France bewohnte. „Sie hat sich, wie Joseph, völlig zur Demagogie gewendet. André und ich sind moderirt, wie man sagt, Freunde der Ordnung und der Gesetze." Es ist das Verhängnis

aller bürgerlichen Zwietracht, daß sie selbst in die besten Familien Unfrieden bringt. Noch konnte man ja das Beste hoffen, freudigen und gehobenen Muthes in die Zukunft schauen, wenn man auch manche Verirrung beklagte. Allein der steigende Terrorismus hieß bald auf jeden idealen Schwung verzichten. Marie Joseph war einer der eifrigsten Führer der Bewegung, ein hervorragendes Mitglied des Konvents. Schon vorher, 1792, waren die Brüder öffentlich in Streit gerathen. Die Nationalversammlung hatte die Soldaten eines Schweizer-Regiments, die wegen Meuterei, Ermordung ihrer Offiziere und Plünderung der Kassen zu den Galeren verurtheilt worden waren, begnadigt, und die Stadt Paris bereitete ihnen einen feierlichen Empfang. Joseph Chénier und David unterstützten das Fest, der letztere, indem er Zeichnungen für den Festzug, der erstere, indem er die Lieder und Inschriften dafür verfaßte. André polemisirte im „Journal de Paris" heftig gegen die ganze Manifestation, und am Tage des Einzugs veröffentlichte er eine „Hymne an die Schweizer-Soldaten", die in ihrer schneidenden Kraft vernichtend wirkte. Die Erbitterung hatte ihn zum Satiriker gemacht.

André's Los war durch diesen kühnen Schritt entschieden; er mußte untergehen, früher oder später! Wir wollen hier nicht auf das Drama zurückkommen,

das schon oft erzählt worden ist. André's Haupt fiel auf dem Schaffot, zwei Tage bevor Robespierre durch seine Gegner, zu welchen auch Joseph Chénier gehörte, gestürzt wurde. Die Tragik seines Todes wurde dadurch erhöht, daß der eigene Vater denselben veranlaßte. Joseph, der sich mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte, wollte ihn dadurch retten, daß er ihn im Gefängnisse vergessen ließ. Mehr konnte er, der selbst keine Nacht mehr zu Hause schlief, nicht thun. Der Vater Chénier appellirte in seiner Herzensangst und von der Unschuld seines André überzeugt an die Gewalthaber, und drei Tage darauf mußte sein Sohn sterben! Unter André's Gedichten findet sich die rührende Klage eines gefangenen Jünglings. Er sieht im Geiste seinen Vater mit weißem Haare, gebeugt und kummervoll, dem Zuspruch der Freunde unzugänglich, stumm und trockenen Auges vor seinem Herde sitzen, den Sohn zu erwarten oder zu sterben. Dann gedenkt er seiner geliebten Mutter, die seine Phantasie ihm zeigt, wie sie verzweifelnd durch die Straßen irrt. „Doch du", ruft er ihr zu,

Doch du, was thust du in den schweren Tagen,
Der Löwin gleich, der man das Junge raubt?
Ich hör' dein Jammern und dein wildes Klagen.
Du fliehst, die Brust zerschlagend und das Haupt,
Und traurig, bleich, verweint, zum Tode matt,
Füllst du mit lauten Klagen rings die Stadt.

Erblickt man dich, von Thränen fast erblindet,
Sagt man sich wohl: Das Weib der Schmerzen, schau!
Der Fremde aber, der dich sterbend findet,
Fragt dich besorgt: Was fehlt dir, arme Frau?
Du fragst? Die Götter haben sich verschworen!
Was bleibt ihr noch, da sie den Sohn verloren?

Man denkt zunächst, André habe hier seine eigenen Eltern im Auge gehabt. Allein seitdem die Manuskripte des Dichters genauer geprüft worden sind, hat es sich ergeben, daß jene rührenden Verse zu einem unvollendeten epischen Gedicht gehören. Doch wie gut passen sie auf das Schicksal des Dichters selbst!

Ludwig Chénier überlebte den Tod seines André nur kurze Zeit, die Mutter aber hatte noch vierzehn schwere Jahre zu durchwandern. Ein langes Martyrium begann für sie. Außer der Trauer um den geraubten Sohn beugte sie der Kummer um den, der ihr geblieben war. Denn mit der Reaktion gegen die Ideen der Revolution begannen die heftigsten Angriffe gegen Joseph, den man geradezu des Brudermordes beschuldigte. Seine Mutter mußte öffentlich für ihn eintreten. Die Dramen, die er noch aufführen ließ, fanden viele Gegner, und mit einem derselben, seinem „Cyrus“, reizte er den Zorn Napoleons, dem er darin gute Lehren geben wollte. Er verließ den Staatsdienst und lebte von einer Pension. Während andere

sich in den Wirren der vergangenen Jahre bereichert hatten, war er arm geblieben. Leider hatte er sich an ein wüstes Leben gewöhnt; er verbrachte ganze Nächte in wildem Spiel und war der Sklave einer Frau, die selbst in jener sittenlosen Zeit durch die Rücksichtslosigkeit auffiel, mit der sie jede Sitte mißachtete. Das Schlimmste war, daß Chénier seine Mutter mit in dieses unstäte, trübe Leben riß, da sie nicht von ihm lassen mochte. Die Noth mag oft groß bei ihnen gewesen sein, da er mehr als einmal das Beste seiner Habe ins Pfandhaus trug!

Die Erinnerung an André schadet dem Rufe Josephs. Und doch war auch der letztere ein Mann von Werth, von bedeutendem Talent, und wenn seine Dramen nicht mehr beachtet werden, muß man die Satiren, mit welchen er sich in den letzten Jahren seines Lebens der Gegner zu erwehren suchte, unter die hervorragenden Gedichte dieser Gattung in Frankreich rechnen.

André erinnert uns an jene jugendlichen, ideal gesinnten griechischen Dichter und Helden, welche die Glanzperiode der hellenischen Geschichte so vielfach zieren, und sein früher Tod hat ihm vollends alle Herzen zugewendet. Auch in Josephs Adern floß griechisches Blut, aber er erinnert uns mehr

an die spätere Zeit der Halbinsel, als die Kraft des Volkes gesunken war, Männer mit Talent, aber verdunkeltem Rechtsgefühle sich zur Leitung des Gemeinwesens drängten und ihre Gaben mehr in dem eigenen persönlichen Interesse als in dem des Staates benutzten.

Das Adoptivvaterland, das Elisabeth Santi-Lomaka gewählt hatte, war ihr zu einer Stätte des Schmerzes geworden. Hochbejahrt, verbrachte sie ihre letzte Lebenszeit in der Nähe von Paris, in Antony, wo sie ein kleines Haus mit einem Garten besaß. Welche Gedanken mögen sie bewegt haben, wenn sie, einsam und traurig, der schönen Jugendzeit gedachte, die sie im fernen Orient verlebt hatte. Sultan Mahmud wäre milder gewesen als die fränkischen Herrscher!

In ihrem Garten zu Antony fand sie ihre Ruhestätte, als sie, 79 Jahre alt, 1808 starb. Ihre Gebeine wurden jedoch später, 1844, auf den Père La Chaise übertragen.

Hatte sie Frankreich zwei Dichter geschenkt, so gab ihre Schwester demselben Lande in ihrem Enkel Thiers einen Staatsmann, der auf die Geschicke desselben mächtigen Einfluß nahm. Man rühmte bei Thiers, in seinen Reden wie in seinen Schriften, die Klarheit

der Darstellung. Fern von jedem Schwulste, wußte er durch die Sicherheit, mit der er sein Thema beherrschte, zu überzeugen und mit sich fortzureißen. Wer weiß, wie viel von dieser unschätzbaren Gabe auch er dem hellenischen Blutstropfen verdankte, der ihm geworden war!

Druck von August Pries in Leipzig.

Lotheissen

Zur sittengeschichte

Frankreichs